Abhandlungen zur Geschichte der Medicin.

Herausgegeben von

Professor **Dr. Hugo Magnus,** Docent **Dr. Max Neuburger**
und Sanitätsrath **Dr. Karl Sudhoff.**

Heft I.

Medicin und Religion

in ihren gegenseitigen Beziehungen.

Geschichtliche Untersuchungen

von

Prof. Dr. Hugo Magnus.

Breslau 1902.
J. U. Kern's Verlag (Max Müller).

Medicin und Religion

in

ihren gegenseitigen Beziehungen.

Geschichtliche Untersuchungen

von

Prof. Dr. Hugo Magnus.

Breslau 1902.
J. U. Kern's Verlag (Max Müller).

Vorwort.

Der medicinische Geschichtsforscher hat nicht allein die Aufgabe, die Kenntnisse, welche die vergangenen Geschlechter auf den verschiedenen Gebieten der Medicin besessen haben, klar zu stellen, sondern er hat auch noch die Verpflichtung, all' den Beziehungen, in welchen die Medicin zu den verschiedensten anderen Gebieten der menschlichen Cultur gestanden hat und noch steht, nachzuspüren. Denn die Wurzeln, aus welchen der Baum der medicinischen Erkenntniss hervorgewachsen ist, sind zum Theil genau dieselben, aus welchen die menschliche Cultur überhaupt hervorgegangen ist, zum Theil sind sie mit denselben so innig und mannigfach verflochten, dass ein lebendiges Bild des Entwickelungsganges der Medicin nur zu geben ist, wenn man eben ihre Beziehungen zu den anderen Culturgebieten möglichst klar zu legen sucht. Beherrscht von dieser Anschauung will ich es versuchen, einige der wichtigsten Beziehungen, in welche die Medicin zu der Religion getreten ist, zu besprechen.

Magnus.

Breslau.
Januar 1902.

Inhalt.

Einleitung.

Medicin und Religion sind ihrem Wesen nach grundverschiedene Zweige unseres culturellen Lebens. Denn indem die Religion das Verhältniss des Menschen zu Gott mit allen seinen weiteren daraus sich ergebenden ethischen Consequenzen behandelt, beschäftigt sie sich mit abstracten Dingen, während dagegen die Medicin in ihren Bestrebungen, den menschlichen Körper in seinen gesunden wie kranken Verhältnissen zu erkennen, ausschliesslich auf concrete Dinge ihre Thätigkeit erstreckt. Da nun Medicin wie Religion nicht allein seit undenklichen Zeiten unzertrennliche Gefährten des Menschengeschlechts, sondern sogar stets auch die vornehmsten Factoren des menschlichen Wohlbefindens gewesen sind, so mussten Beide zweifellos oft Gelegenheit finden, mit einander in Berührung zu kommen. Da aber des Weiteren Beide in ihrem Bestreben um das menschliche Wohl meist von grundverschiedenen Anschauungen ausgegangen sind, so wird ihre Berührung wohl des Oefteren die Veranlassung zu mehr oder minder ernsten Conflicten gewesen sein. Ob aber diese Berührungen den Charakter eines Conflictes oder den eines harmonischen Zusammenwirkens annehmen mussten, das wird vornehmlich von der allgemeinen Lebensanschauung abhängig gewesen sein, welche die verschiedenen religiösen Bekenntnisse ihren Anhängern gelehrt haben. Viel weniger wird für die Form dieser Berührungen die charakteristische Eigenartigkeit der Medicin in Frage kommen. Denn wenn selbst die Medicin und die zu ihr gehörenden Naturwissenschaften ihre charakteristischen Züge der Religion in energischerer Weise entgegensetzen wollten, als wie dies bisher geschehen ist, so würden sie voraussichtlich doch viel weniger Aussicht haben, die Beziehungen zur Religion in einer ihrer charakteristischen Eigenartigkeit entsprechenden Weise zu gestalten, als wie sie die Religion hat. Denn die Religion hat einmal dadurch, dass sie auf breite Schichten des Volkes wirkt und zum andern auch dadurch, dass ihre Wirkung schnell den Charakter einer alles mit sich fortreissenden Ekstase

annehmen kann, vor der Medicin und den Naturwissenschaften viel voraus. Wenigstens ist dies bis auf den heutigen Tag stets der Fall gewesen. Ob aber einst eine Zeit kommen mag, wo das umgekehrte Verhältniss eintreten wird, wo die Naturwissenschaften auf die weitesten Schichten des Volkes einwirkend dessen Lebensauffassung in maassgebender Weise beeinflussen und damit auch ihre Beziehungen zur Religion in naturwissenschaftlichem Sinne ausgestalten werden, das muss vor der Hand dahingestellt werden. Jedenfalls ist diese Perspective wohl aber erwägenswerth.

Neben diesen aus der Eigenartigkeit der Religion und Medicin sich ergebenden Beziehungen hat jene Beiden noch ein anderes Moment wiederholt zusammengeführt, nämlich das in jedem Menschen liegende Bedürfniss, in Zeiten schwerer Prüfung bei einem höheren Wesen Schutz und Hilfe zu suchen. Besonders in kranken Tagen ist der Mensch, und mag er auch sonst vielleicht gerade kein besonders Gläubiger gewesen sein, vornehmlich geneigt, an die göttliche Hilfe sich zu wenden. Dieses Bedürfniss hat nun die Religion allzeit in einer besonderen für diesen Zweck hergerichteten Weise zu befriedigen gesucht. Die alte wie die neue Zeit haben ihre medicinischen Heiligen, und in der alten wie neuen Welt winkten dem Kranken Tempel und Heiligthümer, in denen ein heilkräftiger Gott ihrer hilfsbereit wartete.

Allen diesen Verhältnissen wollen wir nachgehen und sie zur Darstellung bringen. Jedoch mussten wir uns bei der Sichtung des vorliegenden geschichtlichen Materials einer gewissen Enthaltsamkeit befleissigen. Denn wollten wir all' die verschiedenen religiösen Bekenntnisse, welche bisher existirt haben und noch existiren, auf ihre Beziehungen zur Medicin prüfen, so würde unsere Arbeit einen so bedeutenden Umfang gewinnen, dass der Leser wahrscheinlich trotz des interessanten Stoffes doch schliesslich ermüden würde. Wir haben deshalb aus dem uns zugänglichen Material eine Auslese getroffen und nur diejenigen Religionen herausgegriffen, von denen wir annehmen konnten, dass sie uns einen besonders reichlichen und charakteristischen Stoff bieten müssten. Es sind dies die ägyptische, jüdische, griechische, römische und christliche Religion. Die Eintheilung in die vorchristliche und christliche Zeit, welcher wir in unserer Arbeit gefolgt sind, war uns durch den Stoff selbst gegeben.

Erster Theil.

Die Beziehungen zwischen Medicin und Religion in der vorchristlichen Zeit.

§ 1. Die frühesten Beziehungen zwischen Religion und Medicin.

Zauber- und Fetisch-Dienst. Die Schürzung des Religion und Medicin verknüpfenden Bandes ist offenbar schon in sehr frühen Zeiten des Menschengeschlechts geschehen, in Perioden, welche der sogenannten prähistorischen Entwickelung angehören. Denn alle Kulturvölker zeigen in dem Augenblicke, wo sie aus dem Dunkel der prähistorischen Existenz in ein, wenn auch noch so spärlich erhelltes Gebiet geschichtlicher Forschung eintreten, schon sehr innige Beziehungen zwischen Medicin und Religion. Diese schon in so frühen Perioden des Menschengeschlechts erfolgte Vereinigung von Medicin und Religion erklärt sich aus der Stellung, welche der Mensch am Beginn seines culturellen Lebens der Natur gegenüber eingenommen hat. Die das Wohl und Wehe unseres Geschlechts so oft und so schwer bedrohenden Naturgewalten mussten den Menschen, so lange er ihnen in kenntnissloser Naivität gegenüber stand, als die Lebensäusserungen ausserhalb der Erde existirender überirdischer Wesen erscheinen: Wesen, welche das körperliche Wohlbefinden des Einzelnen in eigenmächtigster Weise zu beeinflussen vermochten, und deren Willkür der Mensch in voller Hilfslosigkeit preisgegeben war. Von diesem Standpunkt aus konnte es nur einen sicheren Schutz bei Erkrankung geben, und das war die directe Inanspruchnahme der Hilfe jener überirdischen Wesen. Der Zauber- und Fetisch-Cultus, den wir noch heut die Medicinmänner und Priester bei den Naturvölkern zur Heilung der Krankheit anwenden sehen, er bildet die erste Vorstufe des Bündnisses zwischen Medicin und Religion. Allein diese rohe und fratzenhafte Hineinzerrung des Ueberirdischen in die Interessensphäre der leidenden Menschheit konnte nur so lange befriedigen und von Werth sein, als die religiösen Anschauungen

einen rohen Charakter zeigten. Sobald aber die Vorstellungen von der Existenz einer ausserirdischen, die Geschicke der Menschen beeinflussenden und lenkenden Macht eine gewisse Höhe erreicht und sich zu der Form einer dogmatisch entwickelten Religion herausgebildet hatten, verloren auch die zwischen Religion und Medicin obwaltenden Beziehungen den Charakter des Dämonen- und Fetisch-Cultus wenigstens zu einem gewissen Theil und nahmen dafür Formen an, welche zwar des magischen Anstriches durchaus noch nicht entbehrten, aber trotzdem bereits ein gewisses wissenschaftliches Gepräge nicht verkennen lassen und für die Entwickelung der Medicin von der allergrössten Bedeutung wurden. Die ersten historisch beglaubigten Nachrichten über die genannten Verhältnisse finden wir bei den Aegyptern, und wir werden deshalb zunächst mit diesen uns zu beschäftigen haben.

---

§ 2. Der Tempelschlaf.

Die Aegypter hatten Medicin und Religion in einer so innigen Weise mit einander verknüpft, dass Arzt und Priester sich deckende Begriffe waren, wobei allerdings zu bemerken ist, dass nun nicht jeder Priester Arzt, aber wohl jeder Arzt Priester sein musste. Uebrigens besass diese Verbindung eine solche Lebenskraft, dass sie, solange die ägyptische Cultur überhaupt geblüht hat, herrschend blieb, ja sogar in die griechische Welt überging, um auch dort noch Jahrhunderte hindurch sich in Ansehen zu erhalten. Die alten Aegypter wurden durch die Vorstellung, dass die Götter sich unmittelbar in den Naturerscheinungen und dementsprechend auch in den functionellen Bethätigungen des menschlichen Körpers äusserten, dazu geführt, die verschiedenen Organe des Körpers als unter Schutz und Aufsicht einzelner Gottheiten stehend zu betrachten. So scheint z. B. die Isis sich besonders des Auges angenommen zu haben, während die katzenköpfige Göttin Bastet für Kindersegen sorgte und Thoth sich vornehmlich für den Verdauungsvorgang interessirt zu haben scheint. Ja dieser Gott ging in seiner Sorge für das ungetrübte Verdauungsgeschäft der Menschheit sogar soweit, dass er ein so nützliches Instrument wie die Klystierspritze erfand. Aehnliches

finden wir später bei den Griechen wieder, so galt z. B. Pallas Athene als Beschützerin des Auges. Andere Götter wieder beschränkten sich nicht nur auf die Theilnahme an den Functionen nur eines einzelnen Organes, sondern wandten ihre Sorgfalt dem ganzen Körper schlechthin zu, so der Gott Imhotep, welcher in der ägyptischen Götterwelt die gleiche Rolle spielte wie Aesculap in der klassischen Mythologie. Derartige Vorstellungen von den Neigungen der Götter und ihren Beziehungen zum Menschen mussten natürlich consequenterweise zu dem Schritt führen, die Götter bei allen körperlichen Störungen zu Hilfe zu rufen. Und da man fest davon überzeugt war, dass auch diese Hilfe nicht ausbleiben könnte, wenn man nur die Götter in geeigneter Weise für den betreffenden Krankheitsfall zu interessiren und ihre Betheiligung bei der Behandlung des Kranken in passender Form herbeizuführen verstände, so kam es in jedem Erkrankungsfall zunächst nur darauf an, die heilende Einwirkung irgend einer Gottheit dem Patienten sicher zu verschaffen. Das konnten natürlich am Besten die Diener der Gottheit, die Priester, besorgen, und so war denn der erste Gang des um seine Gesundheit Bangenden zu einem Priester. Wenn nun der zu Rathe gezogene Priester auch gern die Vermittelung zwischen dem Kranken und der Gottheit übernahm, so durfte er doch nicht selbst und in eigener Person die Gottheit um Rath angehen, sondern er durfte dem Gott eigentlich nur die Gelegenheit geben, sich dem betreffenden Patienten selbst zu offenbaren. Dies werde der Gott ganz gewiss thun, wenn — so nahm man an — der Kranke eine Nacht im Tempel schliefe. Dort in dem stillen Heilgthum werde der Gott dem Leidenden im Traum erscheinen und ihm die erforderlichen Heilmittel angeben. Solches galt als ganz selbstverständlich, und so war denn der Tempelschlaf viele Jahrhunderte hindurch das wichtigste Moment in der Behandlung eines jeden Kranken. Auch in der griechischen Welt gab es Perioden, in denen der Schlaf in einem Tempel als wesentlichster Factor in der Behandlung eines Kranken betrachtet wurde, und selbst in der Zeit des römischen Kaiserthums war diese eigenartige Behandlungsprocedur noch nicht völlig verschwunden. So erzählt Sueton (Vespasian 7, § 20) dass, als Kaiser Vespasian in Alexandrien weilte, ein Blinder durch Schlaf im Tempel des Serapis vernommen habe, seine Blindheit sei heilbar, wofern ihm nur Kaiser Vespasian in die Augen spucken wollte. Uebrigens berichtet die Geschichte

weiter, dass Vespasian dem Blinden mit bestem Erfolg in die erloschenen Augen gespuckt habe; denn derselbe sei wieder sehend geworden. Die griechischen Quellen erzählen so viele und so interessante Einzelheiten über den Tempelschlaf, dass wir in der Lage sind über denselben eingehender zu berichten. (Man vergl. Magnus, Culturgeschichtliche Bilder aus der Entwickelung des ärztlichen Standes, Breslau 1890, Seite 7. Magnus, Die Augenheilkunde der Alten. Breslau 1901, Seite 48. Baas, Die geschichtliche Entwickelung des ärztlichen Standes. Berlin 1896, Seite 55.) Im Allgemeinen wurden zum Tempelschlaf alle Kranken zugelassen, wofern sie nicht etwa in einem so weit vorgeschrittenen Stadium des Leidens sich befanden, dass die Möglichkeit eines baldigen Todes, womöglich im Tempel selbst, nahelag. Desgleichen waren auch Gebärende ausgeschlossen. Meldete sich ein Kranker zum Schlaf im Heiligthum, so wurde er zuvörderst durch Erzählungen der Priester von den glänzenden Erfolgen des von ihm zu unternehmenden Schrittes mit dem wünschenswerthen Vertrauen erfüllt. Sodann wurden mit ihm allerlei Gebete und Ceremonien vorgenommen und die Gunst des Gottes durch das Opfern eines Hahnes oder bei Reicheren eines Widders erkauft. Auch mussten noch Blumen, Früchte u. dgl. m. dem Gott dargebracht werden. In manchen Heiligthümern wurde der Kranke, bevor er zum Tempelschlaf zugelassen wurde, erst in das Meer getaucht, und selbst Hinfälligen gegenüber wurde an dieser Maassregel festgehalten (Aristophanes. Plut. Act II, Vers 654—750). Waren alle die geforderten Vorbedingungen erfüllt, so wurde der wohlhabende Kranke vor der Bildsäule des Gottes auf das Fell des geopferten Widders gebettet, während der Arme sich auf ein Bündel Lumpen in irgend eine Ecke des Tempels legen mochte. Es wurde dem Leidenden nunmehr noch eingeschärft, möglichst genau auf den Traum zu achten, den er im Schlaf haben würde, denn im Traum spreche der Gott zu ihm. Und was da alles geträumt worden sein mag, könnte auch die lebhafteste Phantasie sich kaum vorstellen. Das fiebernde, durch die Gebete und Ceremonien, sowie durch das Geheimnissvolle der ganzen Lage überhitzte Gehirn mag da gar manch sonderbare Traumbilder geschaffen haben. So wird uns z. B. erzählt, dass Aesculap in einem Fall einen Aderlass von 120 Pfund verlangt habe; in einem andern sollte der Kranke mitten im Winter nackt in einen eisig kalten Fluss springen. Anderen Kranken gegenüber stellte der Gott weniger energische

Forderungen; so hören wir z. B., dass der Redner Aristides, der durch seinen Beruf eine regelrechte Neurasthenie erworben zu haben scheint, von der Gottheit die Vorschrift erhielt, möglichst viel Rosinen zu essen. In anderen Fällen sollte der Kranke sich recht viel körperliche Bewegung durch Reiten, Jagen, Schwimmen machen. Auch der fleissige Besuch des Theaters wurde einzelnen Kranken von dem Gott als Heilmittel dringend anempfohlen. Die Tempelträume konnten unter Umständen aber auch einen specifisch medicinischen Charakter annehmen. So hören wir, dass einzelne Kranke vermeldeten, der Gott habe ihnen den Gebrauch von Abführmitteln, von Schierling, von gewissen Balsamen u. dgl. m. vorgeschrieben. Wie die Träume nun aber auch ausgefallen sein mochten, unter allen Umständen durfte der Patient nicht ohne Weiteres die Träume in die That umsetzen, vielmehr war es erst Sache des Priesters die Traumbilder zu deuten.

Wie die Behandlung durch Tempelschlaf einem tief religiösen Gefühl entsprungen war, so wurde sie in den ersten Jahrhunderten der ägyptischen und griechischen Cultur auch in diesem Sinne durchgeführt. Patient wie Priester gaben sich dieser Ceremonie in gläubigstem Vertrauen auf die Hilfe der Götter hin. Und dass unter Umständen durch sie auch eine heilende Wirkung erzielt worden sein mag, wird Niemand leugnen wollen, der sich des Einflusses der Suggestion auf den menschlichen Organismus erinnert. War doch grade der Tempelschlaf mit seinen Ceremonien, mit seinen Gebeten und Opfern, seinem Aufenthalt in dem einsamen Heiligthum vornehmlich geeignet, bei dem Kranken die feste Ueberzeugung zu erwecken, dass ihm durch göttliche Offenbarung nicht allein ein Mittel kund gethan werden würde, sondern dass dieses Mittel auch unfehlbar helfen müsse. Und auf dem Wege der Suggestion brachte das offenbarte Mittel dann eben auch in den einer suggestiven Wirkung zugänglichen Fällen die gewünschte Hilfe. Sonach ist also der Tempelschlaf, entkleidet man ihn seines religiösen Beiwerkes, das erste Beispiel einer systematischen Suggestions-Behandlung, wobei aber natürlich weder Patient noch Priester eine Ahnung von dem eigentlichen wirksamen Princip der Ceremonie hatten. Und diese im religiösen Gewand einherschreitende suggestive Therapie, sie ist seit den ältesten Zeiten der ägyptischen Cultur bis heut ein unzertrennlicher Begleiter des Menschengeschlechtes geblieben. Bei allen Völkern und zu allen Zeiten, ja selbst bis in unser modernes Jahrhundert

hinein ist die Suggestion im religiösen Gewand thätig gewesen; nur dass dieses religiöse Gewand entsprechend den geänderten religiösen und culturellen Ideen vielfach gewechselt hat, wie wir dies im weiteren Verlauf unserer Darstellung noch sehen werden.

---

§ 3. Die Beziehungen zwischen Religion und Medicin vertauschen den theurgischen mit dem wissenschaftlichen Charakter.

Der Priesterarzt. Hatten in den ersten Jahrhunderten der ägyptischen und griechischen Cultur die zwischen Religion und Medicin obwaltenden Beziehungen einen ausschliesslich theurgischen Charakter, so änderte sich dies Verhältniss im Lauf der Zeit sehr erheblich. Das religiöse Element trat allmählich mehr und mehr in den Hintergrund, während dafür das medicinisch-ärztliche Moment eine grössere Beachtung erfuhr. Zu einem Bruch zwischen Medicin und Religion kam es dabei aber, wenigstens vor der Hand, noch nicht; das Bündniss behielt vielmehr immer noch seine volle Geltung, wenn auch das religiöse Moment jetzt mehr Ausputz und Verbrämung, das medicinische Element aber den Kern des Bündnisses ausmachte. Dass dies so kam, hat folgenden Grund. Die Priesterschaft hatte an den die Heiligthümer aufsuchenden Kranken im Lauf vieler Jahrhunderte naturgemäss allerlei wirkliche und wahrhaftige medicinische Beobachtungen machen müssen. Klinische wie therapeutische Erfahrungen waren den Dienern der Götter in Menge zugeflossen, und aus ihnen hatte sich ganz allmählich ein medicinisches System aufgebaut, das einen für die damaligen Verhältnisse sehr bedeutenden empirischen Werth besass. Und da man die medicinischen Beobachtungen auch schriftlich fixirte, so waren in den Tempeln schliesslich medicinische Bücher vorhanden, welche als Unterrichtsquellen für die Priester gelten konnten und als solche auch benutzt wurden. Die Niederschrift dieser medicinischen Bücher war anfänglich hauptsächlich aus theurgischen Gründen erfolgt. Man verzeichnete die wichtigsten an den Kranken gemachten klinischen und therapeutischen Erfahrungen auf Tafeln, welche man als Weihegeschenke im Tempel aufhing, womöglich in Begleitung plastischer Nachbildungen der erkrankten Gliedmaassen. Aus diesen Weihetafeln gingen dann wirkliche medicinische Tempelbücher hervor, von denen in den sogenannten

koischen Vorhersagungen des Corpus hippocraticum oder in dem Papyrus Ebers einzelne Stücke bis auf unsere Zeit gekommen sind. Uebrigens hatten diese medicinischen Compendien — wenn man sie mit diesem Ausdruck belegen darf — Jahrhunderte lang nur eine streng esoterische Bedeutung; sie waren ausschliesslich für die Unterweisung und Belehrung der Priester bestimmt und jedem Ungeweihten schlechterdings verschlossen. Auch hatte man ihnen den profanen Charakter vollkommen genommen, indem man sie für directe Aeusserungen resp. Offenbarungen der Götter und demgemäss für heilig ausgab. Sothane Heiligkeit der Tempelbücher hatte nun für den Priester ganz gewiss recht bedeutende Vortheile im Gefolge, denn sie liess denselben ja auch in medicinischer Hinsicht als unmittelbaren Vollstrecker des göttlichen Willens erscheinen. Aber sie brachte auf der anderen Seite auch wieder schwer wiegende Nachtheile. Denn da die medicinischen Tempelbücher als unmittelbare Mittheilungen der Götter galten, vertrugen ihre Vorschriften auch nicht die geringste Abweichung. Dem Priester war es nicht gestattet die Behandlung eines Kranken entsprechend den Eigenartigkeiten des einzelnen Falles oder in Uebereinstimmung mit der Auffassung, welche er von der jeweiligen Erkrankung gewonnen hatte, zu bringen; vielmehr musste er streng nach den Regeln des heiligen Buches verfahren. Auch nicht ein Tüpfelchen von dem, was die Tempelbücher lehrten, durfte bei der Behandlung übersehen oder nach dem freien Willen des Priesters geändert werden. War alles während der Behandlung nach den Regeln der Tempelbücher geschehen, so konnte dem Priester aus dem Erfolg der Cur kein Vorwurf erwachsen; starb der Kranke, so hatte es eben der Wille der Götter so und nicht anders bestimmt. Starb aber der Kranke und konnte dem behandelnden Priester auch nur die geringste Abweichung von dem, was die heiligen Bücher sagten, nachgewiesen werden, so stand es schlimm um ihn. Mit Leib und Leben strafte das Tempelgesetz den Vorwitzigen; denn im Punkte der unbedingtesten Subordination verstand man damals keinen Spass. Der religiöse Cultus hatte sich mit der Medicin ja nicht verbündet, um einen selbstständig denkenden und nach freiem Ermessen handelnden Arzt zu schaffen, sondern er wollte aus dieser Verbindung nur eine Combination von Priester und Arzt hervorgehen sehen, in welcher allzeit der blind den heiligen Brüdern folgsame Priester die erste und alleinige

Rolle spielen, der denkende und selbstständig handelnde Arzt aber eine nur ganz untergeordnete Stellung einnehmen sollte. Denn der religiöse Cultus vermochte nur dann seine herrschende Stellung zu bewahren, wenn die Medicin seine Magd blieb. Naturgemäss musste die entwürdigende Stellung, in welche das ärztliche Gewissen des Priesterarztes gewaltsam herabgedrückt wurde, bei manchem der Priester Unwillen und Unzufriedenheit erwecken. Ein denkender, selbstständiger Kopf musste ja, zumal wenn er erst eigene Erfahrungen und Beobachtungen gesammelt hatte, mit den starren, das Recht der Subjectivität vollkommen verneinenden Vorschriften der heiligen Bücher oft genug in Widerspruch gerathen. Ebers hat uns in seinem bekannten Roman Uarda recht packend den Zwiespalt gezeichnet, welcher im Priesterarzt zwischen dem Priester und dem Arzt entbrennen konnte und bei fähigen Köpfen unbedingt auch entbrennen musste!

Im Uebrigen konnte der Priesterarzt mit seiner socialen Stellung wohl zufrieden sein. Das priesterliche Amt gab auch seinem ärztlichen Beruf eine ganz besondere Weihe. In seiner Eigenschaft als Priester nahm der Arzt vor allen anderen Berufsarten eine bevorzugte Stellung ein. Er war der profanen Welt gänzlich entrückt und erschien derselben von der Gloriole des Himmlischen umstrahlt. Und als die Zeiten des Priesterarztes längst dahin waren, als der Arzt mit dem Priester völlig gebrochen und sich auf eigene Füsse gestellt hatte, schmückten immer noch einige Strahlen jenes früheren Heiligenscheines sein nunmehr profan gewordenes Haupt. So lese ich z. B. im Buch Jesus Sirach, dessen Abfassung im 2. vorchristlichen Jahrhundert erfolgt sein dürfte, also zu einer Zeit, in der der Arzt sich schon längst seines priesterlichen Amtes entkleidet hatte und ein freier Mann geworden war, Cap. 38, Vers 12: *„Darnach lass den Arzt zu dir, denn der Herr hat ihn geschaffen.“* Und nicht bloss eine hervorragende Stellung sicherte dem Arzt sein Priesterthum, sondern es gab ihm auch alles für des Leibes Nothdurft Erforderliche in reichlichster Menge. Es schützte ihn vor den Sorgen der Concurrenz, welche von dem Augenblicke an, da er den Priesterrock ausgezogen hatte und ein freier Mann geworden war, seine unzertrennlichsten Begleiterinnen werden sollten. Es erleichterte den Umgang mit den Kranken in idealster Weise, denn selbst der eigensinnigste Patient durfte es nicht wagen, den behandelnden Arzt mit seinen Launen zu quälen, da er ja in ihm

den unmittelbaren Vollstrecker des göttlichen Willens erblicken musste.

Auch die leidige Honorarfrage blieb dem Arzt erspart, so lange er den Priesterrock trug. Denn es war dem Arzt von Seiten seines Tempels streng untersagt, von dem Kranken Geld für die Behandlung zu nehmen. Die Behandlung sollte vielmehr, um ihr den Charakter des göttlichen Eingriffes zu wahren, völlig unentgeltlich geschehen. Allein dieser Verzicht auf Honorar war mehr ein idealer als ein thatsächlicher. Denn das Heiligthum, zu dem der behandelnde Arzt gehörte, erachtete eine Opfergabe vom geheilten Kranken für selbstverständlich. Ja der Gott war sogar, wie die Priester verstehen liessen, auf den Kranken, der so undankbar war, den Tempel ohne Opfergabe verlassen zu wollen, sehr schlecht zu sprechen. Ein solcher Frevler mochte nur zusehen, dass ihm der beleidigte Gott im letzten Augenblick nicht noch irgend einen Schabernack spielte. Das Beispiel des Hermon aus Thasos zeigt recht eindringlich, was ein undankbarer Kranker eventuell von dem heilbeflissenen Gott alles zu gewärtigen hatte. Besagter Hermon war nämlich in das Heiligthum des Asklepios zu Epidaurus gekommen, um dort von seiner Blindheit befreit zu werden, und der Gott war auch so entgegenkommend gewesen diesen Wunsch zu erfüllen. Als jedoch Hermon sehend, aber ohne Honorar das Heiligthum verliess, da ergrimmte Asklepios gar sehr und machte den undankbaren Hermon flugs wieder blind. Jetzt musste derselbe auf's Neue im Tempel schlafen, und wieder war der Gott so gefällig die Blindheit zu beseitigen. Wie viel der gewitztigte Hermon jetzt nach der zweiten Heilung als Opfer dargebracht haben mag, davon vermeldet die Weihetafel, auf welcher uns dieses Geschichtchen überkommen ist, nichts (Magnus Seite 53). Uebrigens waren die Opfer-Gaben, welche der dankbare Patient darbrachte, oft erstaunlich grosse; so berichten z. B. Plutarch (Lykurg Cap. 11) und Pausanias (Lib. III Cap. 18), dass Lykurg, der im Kampf mit Alkander ein Auge verloren, aber das andere durch Behandlung der Priester der Minerva gerettet hatte, der hilfreichen Göttin einen Tempel erbaut hätte. Nicht selten suchten die Priester ihre ärztlichen Hilfsleistungen auch noch dadurch mit einem geheimnissvollen Schleier zu umhüllen, dass sie den geheilten Kranken seine Dankesgaben nur unter gewissen mystischen Ceremonien darbringen liessen. So erzählt z. B. Pausanias, dass unfern des Tempels zu Oropus sich eine

geweihte Quelle befunden habe, in welche die im Heiligthum von ihren Leiden befreiten Patienten eine Geldspende werfen mussten.

Allein ich glaube, dass der priesterliche Arzt trotz all' der Vortheile, welche ihm seine Zugehörigkeit zu einem Tempel sicherte, doch die auf ihm lastende Hand der Gottheit oft schwer genug empfunden haben mag. Denn nicht genug daran, dass die heiligen Tempelbücher einen streng dogmatischen Charakter besassen und — wie wir dies schon Seite 11 erwähnt haben — dem Arzt deshalb jede Freiheit in der Behandlung vollständig raubten, so war auch der Arzt in der Uebernahme der verschiedenen Krankheitsfälle lediglich vom Tempel abhängig. Denn wenn Jemand erkrankte, so durfte er nicht sich selbstständig den Arzt wählen, sondern es war ihm nur die unterthänige Bitte an den Tempelvorstand um ärztliche Hilfe gestattet. Der Oberpriester suchte dann aus den Angehörigen seines Collegiums denjenigen Priesterarzt aus, welcher ihm für den vorliegenden Fall der gewandteste zu sein schien. Ob auch der so Bestimmte mit der Uebernahme einverstanden war und ob die zu behandelnde Krankheit mit seinen speciellen medicinischen Neigungen übereinstimmte, darnach wurde nicht im Mindesten gefragt. Der Tempel hatte gesprochen, und der Priesterarzt hatte zu gehorchen. Und er gehorchte auch, denn er wusste nur zu genau, welch' kurzen Process die Priesterschaft mit ihren ungehorsamen oder im Gehorsam auch nur säumigen Mitgliedern zu machen beliebte.

Mochte nun auch die geistige wie sociale Unfreiheit, in die der Arzt durch sein Bündniss mit dem religiösen Cult schliesslich gerathen war, Jahrhunderte hindurch erhalten bleiben, allmählich bereitete sich der Bruch zwischen Religion und Medicin doch vor. Und zwar waren es verschiedene Momente, welche zu der endlichen Scheidung drängten. Doch bevor wir auf diese Verhältnisse näher eingehen, möchten wir erst noch auf den Einfluss hinweisen, welchen die Religion auf die Hygiene ausgeübt hat. Auch diese beiden sind in ein so inniges Verhältniss mit einander getreten, dass eine kurze Betrachtung desselben unumgänglich ist.

§ 4. Die Beziehungen zwischen Religion und Hygiene in der vorchristlichen Zeit.

Wohl alle religiösen Bekenntnisse haben, sobald sie die dazu erforderliche Macht erreicht hatten, nicht allein darnach gestrebt, die religiösen Gefühle, die Moral und das Gewissen ihrer Anhänger zu beherrschen, sondern sie haben auch den Versuch gemacht, die gesammten Lebensverhältnisse des Volkes durch strenge Vorschriften in engste Beziehungen zu dem religiösen Cult zu setzen. Und dazu sind sie vollauf berechtigt. Denn eine jede Religion, soll sie ihre ernste und heilige Aufgabe erfüllen, muss ihren Bekennern in Blut und Leben übergehen. Sie muss alle Lebensverhältnisse mit ihren Lehren und Grundsätzen durchdringen, sie muss in den wichtigsten Lebensäusserungen unbedingt zum Ausdruck gebracht werden. Dies ist in den vorchristlichen Culten, so vornehmlich bei den Aegyptern und Juden, im weitesten Umfang der Fall gewesen. Die ägyptische wie die jüdische Religion haben das Gefühl wie das praktische Leben ihrer Gläubigen im vollsten Maass beherrscht und durch strenge Vorschriften in bestimmte Bahnen geleitet. Und so kam es denn, dass sie auch in die Verrichtung der körperlichen Functionen, und zwar der Functionen im engeren wie weiteren Sinn, bestimmend eingriffen.

So gelangte die Hygiene in unmittelbarste Fühlung mit der Religion. Wie weitgehend dieses zwischen Hygiene und Religion angeknüpfte Verhältniss war, erkennen wir recht klar aus den ritualen Vorschriften des Judenthums: eigentlich Alles, was für die Erhaltung der Gesundheit von Wichtigkeit sein kann, wird von den jüdischen Ritual-Gesetzen berücksichtigt: so die Aufnahme der Speisen, die Reinigung des Körpers durch Waschen und Baden, die Wohnungsverhältnisse, die Ehe, der aussereheliche und der eheliche Verkehr zwischen beiden Geschlechtern, die Kleidung u. dgl. Viele dieser Gesetzesbestimmungen sind ganz gewiss nur aus rein theokratischen Rücksichten hervorgegangen und können natürlich nicht dem zwischen Medicin und Religion geschlossenen Bündniss auf die Rechnung gesetzt werden. Sie wären gegeben worden, auch wenn Medicin und Religion niemals auch nur die geringsten Berührungspunkte mit einander gefunden hätten. Andere dagegen sind nur aus hygienischen Rücksichten hervorgegangen. Die die Herrschaft ausübenden Elemente glaubten eine hygienische

Maassregel der grosssen Masse des Volkes dann am annehmbarsten gestaltet zu haben, wenn sie dieselbe in ein religiöses Gewand kleideten. Und so haben die verschiedensten ursprünglich aus rein hygienischen Rücksichten hergeleiteten Vorschriften die werthvolle Stellung eines religiösen Gesetzes erlangt. Und in diesem Punkt hat die Verbindung der Religion mit der Medicin für manche Völker eine ganz erstaunliche Lebenskraft bewiesen. So gelten die gesetzlichen, das Leben bis in seine Einzelheiten regelnden Vorschriften der jüdischen Religion noch heut, trotzdem inzwischen doch die Lebensverhältnisse sowie die Lebensanschauungen, gemäss deren sie ursprünglich erlassen worden waren, erheblich andere geworden sind. Uebrigens werden wir später bei der Betrachtung des Christenthums, wenn auch nur vereinzelt, religiös-hygienischen Gesetzen begegnen, von denen einzelne als ehrwürdige Ueberbleibsel einer längst vergangenen Culturepoche sich noch bis in die heutige Zeit hinein erhalten haben.

Uebrigens möchten wir glauben, dass gerade die Bevormundung, welche die Hygiene sich von der Religion gefallen lassen musste, für das leibliche Wohlbefinden der betreffenden Völker von nicht zu unterschätzender Bedeutung gewesen ist. Die peinliche Regelung, welche die Religion den verschiedensten Verhältnissen des täglichen Lebens angedeihen liess, hat in sanitärer Hinsicht zweifellos den günstigsten Einfluss ausgeübt.

§ 5. Der Bruch zwischen Medicin und Religion in der vorchristlichen Zeit.

So eigenartig auch uns Modernen der zwischen Religion und Medicin geschlossene Bund gegenwärtig erscheinen mag, so entsprach er doch seiner Zeit durchaus den Bedürfnissen der Menschheit. Und weil er dies that, weil er aus dem Bedürfniss heraus erwachsen war, so bewies er auch eine nicht zu unterschätzende Lebenskraft. Es bedurfte erst einer gründlichen Aenderung der verschiedensten Verhältnisse, ehe eine Lösung dieses Bundes sich als wünschenswerth herausstellte. Wir werden im Folgenden nunmehr zu untersuchen haben, woher es kam, dass dieses fest geschürzte, Jahrhunderte alte Band endlich zerrissen wurde.

Ich möchte glauben, dass die erste Lockerung der Beziehungen zwischen Religion und Medicin in der Weise erfolgte, dass auch Laien Kenntnisse von der Priestermedicin erlangten. Es war doch auf die Dauer nicht zu verhüten, dass die weltlichen, nicht geweihten Helfer und Bediensteten der Tempel Einblick in die Tempelheilungen erhielten. Sie sahen die Kranken, konnten Kenntniss von den im Tempel niedergelegten Krankengeschichten nehmen und erhielten Kunde von den angewendeten Mitteln. So vermehrte sich die Zahl der profanen medicinisch gebildeten Elemente immer mehr. Allerdings suchten sich die Priester gegen die unliebsame ärztliche Concurrenz derartiger Personen dadurch zu schützen, dass sie dieselben zu einer Art von Geheimbund zusammenschlossen und durch einen schweren Eid zur Wahrung der medicinischen Wissenschaft wie des ärztlichen Anstandes verpflichteten.

Auf die geschilderte Weise entstand der Bund der Asklepiaden mit seinen ärztlichen Schulen. Auch der von Pythagoras gestiftete Orden scheint, wenn er in seiner Anlage auch weit über die Medicin hinausgriff, die ärztliche Thätigkeit in seine Kreise einbezogen zu haben. War durch Gründung solcher Geheimbünde die Kenntniss der Medicin nun auch viel mehr Individuen zugänglich geworden, so behielt die ärztliche Praxis doch immer noch den streng esoterischen Charakter. Die Erwerbung ärztlicher Kenntniss und die, wenn ich so sagen darf, approbirte und concessionirte Ausübung der ärztlichen Kunst wurde nur Solchen ermöglicht, welche den schon erwähnten geheimen Vereinigungen als Mitglied angehörten. Alle profanen durch die Weihe des Bundes nicht prädestinirten Personen blieben unweigerlich von der Medicin ausgeschlossen. Traten in diesen Vereinigungen die Priester und mit ihnen die religiösen Gebräuche nun auch allmählich immer mehr zurück und gewann das rein ärztliche Element dafür zusehends die Oberhand, so haftete der Medicin doch noch immer ein stark religiöser Beigeschmack an. Der weihevolle Nimbus des Geheimbundes musste dem Arzt in den Augen der Laien noch immer eine Ausnahmestellung sichern; er erhob ihn weit über die andern Berufsarten und zeigte ihn der leidenden Menge als den mit überirdischen Kenntnissen gesegneten Liebling der Götter.

Der fortschreitenden Entwickelung des geistigen Lebens des Griechenthums vermochte das Bündniss zwischen Religion und Medicin auch in der von uns soeben geschilderten wesentlich ge-

lockerteren Form auf die Dauer nicht zu widerstehen. Unter den verschiedenen Momenten, welche auf die Lösung dieses Bündnisses hindrängten, ist als das wirksamste die jetzt anhebende Beschäftigung mit naturwissenschaftlichen Dingen zu nennen.

Hatte man sich bis zum Auftreten der griechischen Naturphilosophie damit begnügt, die Naturvorgänge im Licht des Mythus zu betrachten und sich um die systematische Erklärung derselben nicht sonderlich gekümmert, so brachten die Naturphilosophen in diesen Anschauungen einen radicalen Umschwung hervor. Man bemühte sich jetzt die Erscheinungen der Natur aus natürlichen Dingen abzuleiten. Das Licht und die Finsterniss, das Kalte und das Warme, das Flüssige und das Feste, die Erde und die Luft mussten die Grundlagen hergeben, auf denen eine Reihe von Philosophen, wie Thales, Anaximenes, Heraklitos u. A. ihre Systeme der Natur aufbauten. Waren nun auch alle diese Versuche, die Natur zu erklären, von der mit Thales beginnenden milesischen Naturphilosophie an bis auf den grossen Demokritos von Abdera ausschliesslich speculativer Natur, so wirkten sie trotzdem auf die Medicin in hervorragend befruchtender und aufklärender Weise ein. Denn indem sie die Naturerscheinungen aus dem Dämmerlicht des Mythus und der Sage in das Gebiet einer zwar speculativen aber doch mit materiellen Elementen wie mit Luft, Erde, Wasser, Feuer operirenden Betrachtung rückten, gewährten sie der Medicin die Möglichkeit, für die im Organismus sich abspielenden physiologischen wie pathologischen Geschehnisse rein materielle Momente als maassgebend anzusehen. Die Ursachen der Krankheiten sind jetzt nicht mehr transcendente, metaphysische, sondern rein irdische, theils im Menschen selbst, theils in der Umgebung desselben vorhandene. Alkmäon und vor allem der grosse Hippokrates waren es, welche die Medicin ihres theurgischen Charakters entkleideten. Und damit war die Medicin endgültig in den Bereich der Naturwissenschaften aufgenommen. Von jetzt ab wird sie ein unzertrennliches Glied der Naturforschung, und ihre weiteren Schicksale werden in enge Beziehungen zu denen der Naturerkenntniss gesetzt.

Verfolgen wir die Entwickelung der Medicin von dieser frühen Phase an bis auf die moderne Zeit, so werden wir bemerken, dass dieselbe parallel läuft mit der Entwickelung der Naturwissenschaften. Einem Hochstand dieser entspricht stets auch ein Hochstand jener, und ein Tiefstand dieser fällt stets auch mit einem Tiefstand jener

zusammen. Und diesem Verhältniss entsprechend gestaltet sich von nun an auch das Verhältniss zwischen Medicin und Religion. In Zeiten einer lebhaften naturwissenschaftlichen Forschung, mochte dieselbe nun speculativer oder experimenteller Natur oder wie sonst auch immer geartet sein, lockerten sich stets die Beziehungen zwischen Religion und Medicin, um aber alsbald sich wieder zu festigen, sobald das Interesse für naturwissenschaftliche Vorgänge und damit auch deren Kenntnisse im Niedergang begriffen waren. Dieses Wechselverhältniss ist ein so typisches, dass es einen durchaus gesetzmässigen Charakter zeigt.

Neben dem Auftreten der Naturwissenschaften waren aber noch andere Factoren geschäftig, das Bündniss zwischen Medicin und Religion zu lösen. Die enge Bindung, welche die Medicin durch den ausgesprochen dogmatischen Charakter gewann, den ihr die Religion aufgeprägt hatte, war auf die Dauer unerträglich. Selbst die annehmbaren socialen Vortheile, welche die Religion wie die Ordenssatzungen dem Arzt sicherten, vermochten die Freiheit des medicinischen Denkens auf die Dauer nicht zu ersetzen. Und das Gleiche galt von der bürgerlichen Freiheit des Arztes. Der Priesterarzt war durch sein Priesterthum in seiner Bewegung als Arzt völlig behindert, und auch der einem Bund oder Orden angehörende Arzt fühlte durch diese Zugehörigkeit gewisse Beschränkungen seiner Freiheit. So gab es also für den Arzt genug Momente, welche ihm eine radicale Trennung der Medicin von der Religion wünschenswerth erscheinen liessen. Und ähnlich lagen die Verhältnisse auch in der profanen Welt. Dem Volk war durch die Zugehörigkeit der Medicin zu den Tempelheiligthümern eine freie Auswahl des Arztes unmöglich gemacht; ein Jeder musste den Arzt gebrauchen, welchen das Priestercollegium ihm zu senden für gut befand, ein Verhältniss, welches dem Entstehen einer Missstimmung auf Seiten des kranken Publikums ganz gewiss Vorschub leisten konnte.

Ob nun aber unter dem Gewicht der verschiedenen, soeben genannten Factoren der Bund zwischen Medicin und Religion ganz allmählich in die Brüche gegangen ist oder ob ein acut einsetzendes Ereigniss denselben plötzlich gesprengt haben mag, darüber sind wir nicht genügend unterrichtet. Einige medicinische Historiker, so z. B. Sprengel (Theil 1, Seite 337) glauben das Letztere annehmen zu müssen, und zwar soll die gewaltsame Sprengung in Folge des Volksaufstandes erfolgt sein, der im Lauf des vierten

vorchristlichen Jahrhunderts zu Kroton gegen den pythagoräischen Bund stattfand. Bei diesem Aufstand wurde ein gut Theil der Mitglieder des pythagoräischen Bundes getödtet — der Sage nach sogar auch Pythagoras selbst —, während ein anderer Theil flüchtend sich über die ganze damalige civilisirte Welt zerstreute. Und da der Bund auch die Pflege der Medicin rege betrieben hatte, so sorgten die flüchtigen Mitglieder desselben jetzt sowohl durch schriftstellerische wie praktische Thätigkeit für eine freie, durch keinen religiösen oder Ordenszwang mehr beschränkte Verbreitung medicinischer Kenntnisse. Die Geschichte nennt die Namen verschiedener solcher aus dem pythagoräischen Bund hervorgegangener freier Vertreter unserer Wissenschaft; so soll Metrodorus aus Kos die medicinischen Grundsätze des Bundes in populärer Form einem grösseren Publikum zugänglich gemacht haben. Demokedes, der auch von einigen Forschern zu dem pythagoräischen Bund in Beziehungen gebracht wird, hat die Thätigkeit eines frei practicirenden Arztes an den verschiedensten Stellen der damaligen civilisirten Welt ausgeübt, so in Athen, wo er mit einem Jahrgehalt von 100 Minen (7500 Mark) das Amt eines öffentlichen Arztes bekleidete, am Hofe des Tyrannen Polykrates in Samos und schliesslich in Persien. Hier heilte er den Darius, den Sohn des Hystaspes, von einer Fussverstauchung, welche bis dahin allen Bemühungen der priesterlichen ägyptischen Aerzte getrotzt hatte, und befreite Atossa, die Gemahlin des Darius, von einem geschwürigen Leiden der einen Brust.

So finden wir also in der Mitte des fünften vorchristlichen Jahrhunderts die Medicin von den Fesseln des Priesterthums, wie von den Regeln des Geheimbundes befreit. Sie war jetzt ganz auf eigene Füsse gestellt und konnte ihre fernere Entwickelung durchaus nach eigenem Ermessen bewerkstelligen. Und sie fand den einzigen für ihre Weiterentwickelung allein möglichen Weg schnell genug, indem sie sich den Lehren der Naturforschung auf das Innigste anschloss. (Man vergl. Seite 18 dieser Untersuchung.) Die hippokratische Sammlung zeigt uns die Heilkunst als eine mit den Elementen der damaligen Naturauffassung rechnende, von allem theurgischen Beiwerk gesäuberte Wissenschaft.

§ 6. Erneutes Eindringen religiöser Vorstellungen in die Medicin.

Allein, waren auf die im § 5 angedeutete Weise auch die praktische Medicin und deren Vertreter, die Aerzte, aus den Banden der Religion befreit, so vermochte sich doch die theoretische Medicin nicht in gleicher Weise vor dem Eindringen religiöser Vorstellungen zu schützen. Ja, trotzdem solche Meister, wie Herophilus, Erasistratus, Rufus u. A. durch Belebung einer systematisch geübten Zergliederungskunde die Medicin auf den rein realen Boden der anatomischen Thatsachen zu stellen suchten, so fassten doch gewisse religiöse Anschauungen auf's Neue festen Fuss in der Medicin und gewannen trotz aller anatomischen, physiologischen, klinischen und therapeutischen Fortschritte immer weiteren Umfang. Diese erneute Verquickung von Religion und Medicin sprach sich in dem Auftreten eines Teleologismus aus, der allmählich zu einem ganz absonderlichen Grade erstarkte.

Zu welcher Beurtheilung der organischen Welt man auf diesem Wege schliesslich gelangte, werden wir aus den Werken eines der hervorragendsten Aerzte des Alterthums, Galen's, entnehmen. So lesen wir z. B. im Werk: „Ueber den Nutzen der Theile. Buch X, Cap. 3": *„Aber die Natur sollte unter solchen Umständen nicht rathlos dastehen, wie wir armen Menschen; sie ersinnt sich zuerst in reiflicher Ueberlegung das Beste, um es dann mit vollendeter Kunst auszuführen."* Und von diesem Grundsatz aus erklärt nun Galen die anatomische Form, wie die physiologische Thätigkeit aller Körperorgane. In dem Werk: „Der Gebrauch der Theile. Buch X, Cap. 3" sagt er über das Kammerwasser des Auges: *„Nicht aber dachte so der Schöpfer der Lebewesen* (δημιουργὸς τῶν ζώων), *sondern erstens sorgte er dafür, wie die hornähnliche Haut ernährt werden könnte, dann, wie sie überall vor Berührung mit der krystallenen Feuchtigkeit bewahrt werden könnte, und drittens, auf welche Weise sie nicht das Licht zerstreuen würde. Und alles dies erreichte er durch eine einzige Einrichtung."* Diese Stelle zeigt uns so recht deutlich, wie Galen selbst bis in die kleinsten Einzelheiten der organischen Formen und deren Functionen die schaffende Hand des Schöpfers thätig sein liess. Und die folgende Stelle giebt uns einen Aufschluss von der allgemeinen Auffassung, welche sich Galen von dem Wesen und der Bedeutung der organischen Formen gebildet hatte. Im Werk vom Gebrauch

der Theile, Buch XI, Cap. 14 lässt er sich vernehmen: *„Der Vater der Natur hat seine Güte offenbart durch die weise Sorgfalt für alle seine Creaturen, indem er jeder das ihr wahrhaft Nützliche verlieh.“*

Die angezogenen Stellen mögen genügen; sie charakterisiren hinlänglich die Stellung, welche die antike Medicin am Beginn der christlichen Zeit gegenüber der organischen Welt eingenommen hatte. Die teleologische Auffassung ist jetzt eine so ausgesprochen streng monotheistische, dass wir Häser (3. Aufl., Bd. I, Seite 355) nur vollkommen beipflichten können, wenn er meint, sie habe bereits fast christliche Gestalt angenommen. Glauben wir nicht einen Kirchenvater zu hören, wenn Galen im Werk von dem Gebrauch der Theile Buch III, Cap. 10 sagt: *„Die wahre Frömmigkeit besteht nicht in Opfern von Hekatomben und kostbaren Specereien, sondern in der Erkenntniss und dem Lobe der Weisheit, Allmacht und Güte Gottes“?*

Wie war es nun aber möglich, dass die Medicin, nachdem sie endlich die Fesseln der Religion glücklich abgestreift und sich zu einer freien Wissenschaft entwickelt hatte, alsbald wieder in Beziehungen zu der Religion trat, ja diese Beziehungen sogar selbst anknüpfte? Denn die Teleologie haben nicht die Priester, sondern die Aerzte selbst in die Heilkunde gebracht. Die Gründe hierfür liegen wesentlich in dem damaligen Zustand der Naturforschung. Die Medicin hatte, wie wir dies schon im Lauf dieser Untersuchung (Seite 18) dargethan haben, nach ihrer Erlösung aus den Banden der Priesterherrschaft alsbald innige Fühlung mit den Naturwissenschaften genommen. Sie hatte all' die verschiedenen Ansichten, welche die Naturphilosophen über die Entstehung und Beschaffenheit der irdischen Welt mit all' ihren Formen geäussert hatten, wenigstens in ihren Haupttypen, in sich aufgenommen und in ihren physiologischen wie pathologischen Systemen zu verwerthen gesucht. Da nun aber die antike Natur- und Weltauffassung von Thales bis auf Aristoteles einen starken teleologischen Beigeschmack hatte, so war es zunächst selbstverständlich, dass ähnliche Anschauungen auch in die Medicin eindringen mussten. Auffallend bleibt dabei nur, dass die Medicin, je mehr sie die Körperformen und Functionen kennen lernte, um so teleologischer gesinnt wurde, bis sie in Galen, dem hervorragendsten Anatomen, Physiologen, Kliniker, Therapeuten und Medicinhistoriker des Alterthums, den Höhepunkt

erreicht hatte, um von jetzt an mit souveräner Gewalt die Gedanken der Aerztewelt zu beherrschen.

Warum vermochten nun aber die gewaltigen Fortschritte, welche gerade die Anatomie und Physiologie seit den Zeiten der Alexandriner gemacht hatten, die teleologische Auffassung der Körperformen und der functionellen Vorgänge nicht zu schwächen; ja warum förderten sie dieselbe sogar noch? Nun, diese Erscheinung ist in der That nicht so auffallend und befremdend, wie sie dies im ersten Augenblick zu sein scheint. Man vergegenwärtige sich nur einmal die Lage, in welcher sich die Medicin, besonders seit Beginn der alexandrinischen Zeit, befunden hatte. Eine mächtige Neigung zu anatomischen Studien hatte nicht bloss die Aerzte ergriffen, sondern sich auch weiteren Kreisen der damaligen civilisirten Welt mitgetheilt. Ja die Anatomie war sogar hoffähig geworden. Die Regenten nahmen sich ihrer mit besonderer Vorliebe an und suchten dieselbe auf das Nachhaltigste zu fördern; so gingen z. B. Ptolemäus Philadelphus und Ptolemäus Euergetes in ihrem Eifer für das praktische Studium der Anatomie sogar soweit, dass sie lebendige Verbrecher den grossen Meistern der Anatomie Herophilus und Erasistratus zu Vivisectionen überwiesen. Celsus vermeldet in der Vorrede zu seinem Werk über die Arzneiwissenschaft hierüber wie folgt: *„Ganz vorzüglich haben Herophilus und Erasistratus gehandelt, indem sie Verbrecher, welche sie von den Königen aus den Gefängnissen empfingen, lebend öffneten und so, während sogar das Athmen noch fortbestand, die Theile betrachteten, welche die Natur dem Auge entzogen hatte.“* Mit Rücksicht auf diese sicher verbriefte Thatsache nennt der Kirchenvater Tertullian in seinem Werk über die Seele Cap. 10 den Herophilus einen „Metzger und Hasser der Menschen“ (Herophilus ille medicus aut lanius, qui sexcentos exsecuit, ut naturam scrutaretur, qui hominem odit etc. Cap. 10, Seite 570). Im Verlauf dieser eifrig betriebenen Zergliederungs-Studien folgten sich die anatomischen Entdeckungen Schlag auf Schlag, und bald stand der Wunderbau des menschlichen wie thierischen Körpers in all' seinen Einzelheiten vor dem erstaunten Auge des Arztes.

Aber mit dieser raschen Vermehrung der anatomischen Kenntnisse hielt durchaus nicht die genetische Erkenntniss der erschlossenen Formenwelt Schritt. Man stand der Thatsache, dass die Organe des menschlichen wie thierischen Körpers bis in die

feinsten Einzelheiten hinein eine staunenswerthe Anpassung an die von ihnen verlangten Leistungen aufwiesen, rathlos gegenüber. Und in dieser Rathlosigkeit bot die Teleologie scheinbar die bequemste und sicherste Hilfe. Denn die Lehre, dass die anatomische Form vom Schöpfer ausdrücklich zur Erfüllung bestimmter Verrichtungen geschaffen worden sei, dass alle, selbst die feinsten Einzelheiten des anatomischen Gefüges einem directen Schöpfungsact Gottes ihre Entstehung verdankten und daher ihre wunderbare Zweckmässigkeit komme, musste so lange etwas ungemein Bestechendes haben, als die Naturwissenschaften über die Entstehung der anatomischen Form noch keinen Aufschluss zu geben vermochten. So lange die Naturforschung über die Genese der organischen Formen nichts wie philosophische Speculationen zu bieten im Stande war, war die Vorstellung, dass jedes Organ in seiner Form ausschliesslich zwecks Verrichtung bestimmter Functionen vom Schöpfer geplant und geschaffen worden sei, immer noch die befriedigendste. Sie hob wenigstens die ganze Frage über das Gezänke der Philosophen auf einen höheren Standpunkt. Dabei darf allerdings nicht übersehen werden, dass die teleologische Erklärung der organischen Welt eigentlich nur auf Grund eines logischen Fehlers entstanden ist. Man hat den Bau resp. die Entstehung der einzelnen Organe mit deren Aufgabe verwechselt; man hat diese an Stelle jener gesetzt; man hat also eigentlich den Zweck zur Ursache gemacht. Allein unbeschadet dieses philosophischen Saltomortale hat die Teleologie von nun an nicht allein in der antiken Medicin eine ausschlaggebende Rolle gespielt, sondern sie hat die gleiche Hochschätzung sich auch in den ersten 17 Jahrhunderten der christlichen Zeit zu wahren verstanden. Erst die neueren Philosophen, so vornehmlich Descartes, Spinoza u. A. vermochten das Ansehen derselben zu erschüttern, bis dann die moderne Naturforschung mit ihrer biologischen Methode das Verfehlte der teleologischen Betrachtung, wenigstens für die organische Welt, überzeugend nachzuweisen in der Lage war. Erst dann, als die Naturwissenschaft den sicheren Nachweis erbracht hatte, dass die wunderbare Zweckmässigkeit, welche jedes organische Lebewesen in seinem Bau wie in seinen Verrichtungen zeigt, nicht einem schöpferischen, wohl durchdachten Plan entsprossen, vielmehr lediglich das Product einer allmählichen, unter weitgehendster Anpassung an die gegebenen Lebensbedingungen sich vollziehenden Entwickelung sei, erst dann vermochte die Medicin sich aus den

Banden der Teleologie zu befreien. Die Teleologie ist also das Product eines Missverhältnisses, das besteht zwischen der Kenntniss der organischen Form einerseits und der genetischen Erkenntniss derselben andererseits. Doch soll mit dem soeben Gesagten nur auf die Naturmechanik gezielt sein. Nur ihr gegenüber stehe ich auf einem die Berechtigung der teleologischen Weltauffassung negirenden Standpunkt. Die Weltmechanik verträgt nicht allein eine teleologische Auffassung, sondern fordert dieselbe gebieterisch. Ueber diesen Punkt hat sich König in seiner Rectoratsrede (S. 10) klar und in überzeugender Weise wie folgt ausgesprochen: *„Alles zeitliche Geschehen“* — so sagt König — *„muss ja seine Ursache haben; und dieser Naturmechanik eben geht die naturwissenschaftliche Forschung nach und hat von ihrem Standpunkt aus freilich keine Veranlassung, die aufgefundenen Wirkursachen zugleich als Zweckursachen anzusprechen; aber sie wird es folgerichtig auch nicht für unberechtigt erklären dürfen, wenn die metaphysisch-theologische Wissenschaft beim Forschen nach dem letzten Grunde des endlichen Seins dies unternimmt. Hat doch wohl noch kaum ein ernster Naturforscher zu behaupten sich erkühnt, die ganze Welt, insbesondere das organische und gar das geistige Leben, restlos rein mechanisch begriffen und erklärt zu haben. Die Weltmechanik kann sehr gut Trägerin eines höheren Zweckgedankens sein.“*

Auch Hartpole Lecky (Seite 225) äussert sich in einer Weise, welche die Berechtigung einer teleologischen Auffassung der Weltmechanik gegenüber nicht bloss zulässt, sondern sie sogar fordert. Er sagt:

„Diese Anschauung, die das Universum mehr als einen Or- „ganismus, denn als einen Mechanismus darstellt, und seine Ent- „faltungen und Uebergänge mehr für das Ergebniss einer stufen- „mässigen Entwickelung von Innen heraus, als einer Einwirkung „von Aussen her ansieht, ist so neu und auf den ersten Blick so „befremdend, dass Viele jetzt mit Schrecken davor zurückschaudern, „unter dem Eindruck, sie zerstöre das Argument von dem Weltplan „und komme beinahe der Leugnung einer höchsten Intelligenz gleich. „Allein, ich denke, es kann nur wenig Zweifel sein, dass eine solche „Furcht zum grössten Theil unbegründet ist. Dass die Materie vom „Geist regiert wird, dass alle Schöpfungen und Gestaltungen der „Welt Erzeugnisse der Intelligenz sind, dies sind ganz feststehende „Lehrsätze, mögen wir diese Schöpfungen für Ergebnisse eines ein- „zelnen, augenblicklichen Willensaktes oder einer langsamen, zu-

„sammenhängenden und geregelten Entwickelung ansehen. Die Be- „weise von einer coordinirenden und combinirenden Intelligenz bleiben „beide unberührt, auch kann kein denkbarer Fortschritt der Wissen- „schaft in dieser Richtung sie zerstören. Wenn die berühmte Theorie, „dass alles thierische und Pflanzenleben aus einem einzigen Lebens- „keim entspringt, und dass all' die verschiedenen jetzt vorhandenen „Thiere und Pflanzen durch einen natürlichen Entwickelungsprocess „aus jenem Keim hervorgegangen sind, eine ausgemachte Wahrheit „wäre, so würden wir doch noch hinzeigen können auf die Beweise „von der Intelligenz in der gewesenen und fortschreitenden Ent- „wickelung, in jenen ausgezeichneten Formen, die so verschieden sind „von dem, was der blinde Zufall hervorbringen könnte, in der offen- „baren Zusammengehörigkeit der äusseren Umstände mit dem lebenden „Geschöpf und des lebenden Geschöpfes mit den äusseren Umständen. „Das Argument von dem Weltplan würde sich in der That ändern; „es würde eine Feststellung in einer neuen Form erfordern, aber es „würde ebenso überzeugend sein, wie früher. Ja, es ist vielleicht „nicht zu viel gesagt, dass, je vollständiger dieser Begriff der all- „gemeinen Entwickelung gefasst wird, desto fester sich eine wissen- „schaftliche Lehre von der Vorsehung aufbauen und desto stärker „die Zuversicht auf einen künftigen Fortschritt sein wird."

---

§ 7. Allgemeine Charakterisirung der in der vorchristlichen Zeit zwischen Religion und Medicin obwaltenden Beziehungen.

Nachdem wir auf den vorliegenden Blättern erfahren haben, in welche Beziehungen Religion und Medicin in den verschiedenen Zeitabschnitten der vorchristlichen Zeit zu einander getreten sind, werden wir nunmehr dazu schreiten können, diese verschiedenen Züge zu einem allgemeinen charakteristischen Bild zusammenzufassen.

Im Allgemeinen dürfen wir wohl sagen, dass die Beziehungen zwischen Religion und Medicin in der vorchristlichen Zeit sich in einer für beide Theile befriedigenden Weise gestaltet hatten. Allerdings hatte anfänglich das Priesterthum, hauptsächlich aus selbstsüchtigen Gründen, eine möglichst innige Fühlung mit der

Medicin gesucht; denn war es im Stande, auch in allen leiblichen Nöthen dem Volke beizustehen, so konnte es um so sicherer auf eine Herrschaft über dasselbe rechnen. Aber die Religion hat der Medicin den Vorspanndienst, welchen ihr diese so lange geleistet hatte, reichlich vergolten. Denn wir dürfen nicht vergessen, dass das Priesterthum durch Schaffung der heiligen medicinischen Bücher den ersten Grund zu einer wissenschaftlichen Ausgestaltung der Medicin gelegt hat. Man geht wohl nicht zu weit, wenn man im Hinblick auf diese Thatsache den Ausspruch thut: die Religion war die Nährmutter der Medicin. Und als dann die Medicin an Wissen und Können so erstarkt war, dass sie sich von dem Priesterthum trennte und auf eigene Füsse stellte, da bewies ihr die Religion stets eine wohlwollende Berücksichtigung. Und das lag im Charakter der damaligen religiösen Culte. Denn die Religionen der hier in Frage kommenden Völker, der Aegypter, wie der Griechen und Römer, begünstigten ja doch den fröhlichen Genuss des irdischen Lebens. Ihre Götter fühlten irdisch und huldigten den Genüssen der Welt in recht menschlicher Weise. Mensch und Gott unterschieden sich in der Werthschätzung des irdischen Genusses nicht wesentlich von einander.

Im Griechenthum tritt uns diese Freude am Leben in einer durch den Schönheitsdienst verklärten Form entgegen. Eine so geartete Religion musste aber der Medicin mit ganz besonderem Wohlwollen gegenüber stehen; sah sie doch in ihr eine Kunst, welche das harmonische Gleichmaass des Körpers und damit die Schönheit des Lebens zu erhalten trachtete. Und in gleichem Sinne erfasste die Medicin ihre Aufgabe; so nennt Hippokrates (Vorschriften, Cap. IX) das Wohlbefinden resp. die Gesundheit des Menschen φύσις εὐαρμοστεῦσα, eine in harmonischer Uebereinstimmung sich befindende Natur. Und deshalb hielten die Hippokratiker (Das Gesetz, Cap. 1) die Medicin, welche diese harmonische Schönheit des körperlichen Lebens zu erhalten trachtet, für die höchste aller Künste (Ἰητρικὴ τεχνέων μὲν πασέων ἐστὶν ἐπιφανεστάτη) und stellten den Arzt, der vom philosophischen Geist beseelt diese Kunst übt, den Göttern gleich (Ueber den Anstand, Cap. V). Bei einer solchen Uebereinstimmung konnte aber von einer Reibung zwischen Religion und Medicin nicht die Rede sein, und deshalb hat die Religion der Griechen auch niemals daran gedacht, sich in die Angelegenheiten der Medicin irgendwie hineinmischen zu wollen.

Vielmehr hatte sich die Medicin, auch als sie sich von allem religiösen Beiwerk freigemacht und auf eigene Füsse gestellt hatte, doch immer des Wohlwollens und der Theilnahme der Priesterschaft zu erfreuen. Und bei den Römern begannen sogar die Götter selber wieder sich in energischerer Weise am Heilungsgeschäft zu betheiligen und von allen Göttern widerstand keiner so lange dem andringenden Christenthum, als gerade Aeskulap, der deus clinicus, wie ihn Harnack nennt.

Als aber das Schicksal der Sterblichen auch über die Olympier hereinbrach und die genussesfrohen Götter alterten und als sie durch das Christenthum gar aus ihren himmlischen Höhen in die dunkle Welt der Dämonen verwiesen wurden, da musste auch die Medicin zusehen, wie sie sich mit den neuen Gedanken, welche in die Welt gekommen waren, abfinden mochte.

Zweiter Theil.

Die Beziehungen zwischen Medicin und Religion in der christlichen Zeit.

§ 8. Die allgemeinen Beziehungen zwischen Medicin und Christenthum.

Mit dem Christenthum war ein Culturfactor von solcher Bedeutung in die Welt gekommen, dass ihm kein Zweig weder des Fühlens und Empfindens, noch des Wissens und Könnens widerstehen konnte. Und so musste denn natürlich auch die antike Medicin, trotzdem sie beim Auftreten der christlichen Lehre soeben im Begriff war, den Höhepunkt ihrer Leistungsfähigkeit zu erreichen, doch dem Einfluss derselben verfallen. Da nun aber der Zusammenstoss zweier Dinge, mögen dieselben nun sachlicher oder geistiger Natur sein, sich immer unter bestimmten gesetzmässigen Folgen vollzieht und zwar derart, dass der schwächere, widerstandsunkräftige Gegenstand in dem Sinn des kräftigeren beeinflusst wird, so war das Resultat, welches ein Aufeinanderstossen der Medicin und Religion zeitigen musste, von Haus aus schon festgelegt. Denn da das Christenthum mit einer phänomenalen, alle Widerstände besiegenden Kraft die Weltbühne betrat, so war die ihm an cultureller Bedeutung zunächst noch wesentlich untergeordnete Medicin ganz und gar nicht in der Lage, sich dem Einfluss der christlichen Lehre entziehen zu können. Und anfänglich schien sich dieser Einfluss für die Medicin recht übel gestalten zu wollen. Denn indem das Christenthum den Schwerpunkt des Lebens aus dem Diesseits in das Jenseits verlegte und so alle irdischen Besitzthümer den himmlischen Gütern gegenüber zu ganz nebensächlichen, eines Christen kaum würdigen Dingen herabdrückte, schwebte die Medicin mit ihren Bestrebungen eigentlich ziemlich in der Luft. Gingen die Ziele der Medicin ja doch ausschliesslich nur dahin, den Menschen durch Bewahrung der Gesundheit seinen irdischen Pflichten sowie dem Lebensgenuss in möglichst geeigneter Form recht lange zu erhalten. Und damit

war zwischen Medicin und Religion ein schneidender Gegensatz gegeben, ein Gegensatz, der anfänglich eigentlich unüberwindbar schien. Denn wo sollte ein Ausgleich herkommen, so lange das Christenthum in dem Tod den Anfang eines seligen, vollkommenen Lebens und darum ein keineswegs zu fürchtendes Ereigniss, die Medicin aber in dem Tod das Ende eines genussfrohen Lebens und darum ein sehr betrübendes und durch Aufbietung aller medicinischen Kunst möglichst weit hinauszuschiebendes Ereigniss erblickte? Die Medicin hat zu keiner Zeit, auch selbst anfänglich, als das Christenthum um seine Existenz noch hart zu kämpfen hatte, sich des weitgehenden Gegensatzes, in dem es zu dem Christenthum stand, in übelwollender Weise erinnert. Ja gerade die hervorragendsten heidnischen Vertreter der Medicin standen dem Christenthum in einer vorurtheilsfreien, ja sogar in gewissem Sinne wohlwollenden Weise gegenüber. So scheint dies nach den Angaben Harnacks (Seite 6) bei dem grossen Galen der Fall gewesen zu sein. Dieser soll nach den Angaben des Arabers Abulfeda sich in folgender Weise über die Christen geäussert haben:

„Die meisten Menschen sind ausser Stande, eine geordnete Beweisführung zu erfassen; daher ist es nothwendig, sie mit Hilfe von Parabeln, Erzählungen von Belohnungen und Strafen in einem zukünftigen Leben zu unterrichten. So sehen wir, wie in unseren Tagen jene Leute, welche Christen heissen, ihren Glauben aus Parabeln geschöpft haben. Ihr Verhalten aber entspricht bisweilen dem wahrer Philosophen, denn sie verachten, wie wir sehen, den Tod und sie verwerfen in heiliger Scheu jeglichen Geschlechtsverkehr. Es giebt nämlich unter ihnen sowohl Frauen als Männer, die während ihres ganzen Lebens sich der Ehe enthalten; ja es finden sich unter ihnen auch solche, die es in der Selbstbeherrschung und dem geistigen Streben so weit gebracht haben, dass sie den wahrhaften Philosophen in nichts nachstehen.“

Nach dem Gesagten war also bei der Ausgestaltung der zwischen Christenthum und Medicin sich bildenden Beziehungen das Erstere ganz allein thätig, während dagegen der Medicin lediglich eine passive Rolle vorbehalten blieb. Doch herrschte über die Stellung, welche man gegenüber der Medicin einnehmen sollte, unter den Christen keineswegs Einmüthigkeit; vielmehr spaltete diese Frage die Gemeinde in zwei sich gänzlich unvermittelt gegenüber stehende Parteien.

Die eine dieser Parteien mochte von der Medicin überhaupt nichts wissen und ging in ihrem Radicalismus so weit, dass sie bei Erkrankungsfällen Arzt wie Medicin vollkommen ausgeschlossen wissen wollte. Die andere Partei dagegen verlangte die Zuziehung eines Arztes, wobei sie allerdings nicht unterliess, diesen ihren Wunsch durch Berufung auf gewisse christliche Legenden zu entschuldigen, um ihn dem intoleranten Flügel der Gemeinde schmackhaft zu machen.

Was nun zunächst die Partei anlangt, welche aus christlichen Gründen Arzt wie Medicin unbedingt ablehnen zu müssen glaubte, so wurde dieselbe von folgenden Gedanken geleitet:

Alle glücklichen wie beklagenswerthen Ereignisse, welche den Menschen träfen, kämen — so lehrte ihr Glaube — unmittelbar aus der Hand des Höchsten; dementsprechend sei auch jede Krankheit, vom kleinsten Unwohlsein bis zur schwersten Erkrankung, eine Fügung Gottes. Es passe sich nun aber gewiss nicht, mit irdischen Mitteln in die himmlische Schickung eingreifen zu wollen; man dürfe den Willen Gottes, der sich auch in der Krankheit äussere, nicht mit irdischen Dingen bekämpfen. Das Einzige, was in Krankheitsnöthen erlaubt sei und Erfolg verspreche, wäre daher ein Gebet zu Gott um Erlösung von dem Leiden. Allenfalls könne man dieses Gebet noch mit Oelsalbungen unterstützen. Und grosse Kirchenlichter haben sich dieser Therapie mit Vorliebe bedient; so z. B. der heilige Benedict (gest. 543). Es entspricht diese Behandlungsweise dem, was im Jacobus-Brief, Cap. 5, Vers 14, 15, 16 zu lesen steht: *„Ist Jemand krank, der rufe zu sich die Aeltesten der Gemeinde und lasse sie über sich beten und salben mit Oel in dem Namen des Herrn. Und das Gebet des Glaubens wird dem Kranken helfen und der Herr wird ihn aufrichten; und so er hat Sünden begangen, werden sie ihm vergeben sein. Bekenne Einer dem Andern seine Sünden, und betet für einander, dass ihr gesund werdet. Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist."*

Uebrigens war diese Behandlungsmethode doch nicht so eintönig, wie man dies auf den ersten Augenblick wohl meinen möchte, vielmehr gestattete auch sie die verschiedensten Nüancen. So sollten heilige Gegenstände, z. B. das Evangelienbuch (Lipsius) eine heilende Kraft besitzen, und so konnte man die Krankenbehandlung noch wirkungsvoller gestalten, wenn man neben Gebeten, Oelsalbung und Händeauflegen noch das Evangelienbuch

auf das kranke Glied legte. Auch Kleider gewisser heiliger Männer hatten heilende Kraft; so sollten z. B. das Schweisstuch und der Rock des Apostels Paulus solche Macht besessen haben, wie in der Apostelgeschichte, Cap. 19, Vers 20, zu lesen ist: *„Also dass sie auch von seiner Haut das Schweisstüchlein und Koller über die Kranken hielten und die Seuchen von ihnen wichen und die bösen Geister von ihnen ausfuhren."* Ja sogar der Schatten des Apostel Petrus wurde für medicinische Zwecke benützt; denn Apostelgeschichte, Cap. 5, Vers 15, steht: *„Also dass sie die Kranken auf die Gassen hinaus trugen und legten sie auf Betten und Bahren, auf dass, wenn Petrus käme, sein Schatten ihrer etliche überschattete."*

Wie alle extremen Parteien sich stets durch eine ausgesprochene Unduldsamkeit anders Denkenden gegenüber auszeichnen, so war dies auch hier der Fall. Nicht genug damit, dass man Arzt und Medicin da, wo man mächtig genug war dies zu können, unbedingt von der Krankenbehandlung fern hielt, so suchte man auch noch das Studium der Medicin, der Naturwissenschaften und der zu diesen Fächern damals gehörenden Philosophie inclusive der Mathematik gründlichst zu verhindern. Und wirklich gelang es auch um das Jahr 200 zu Rom die Excommunication für Alle diejenigen zu erwirken, welche sich mit genannten Wissenschaften beschäftigen würden. Man denke nur: das Studium des Euklid, des Vaters der Geometrie, war mit Excommunication belegt; die Anhänger des grössten Naturforschers des Alterthums, des Aristoteles, wurden aus der Kirche ausgestossen; mit Bann und Acht belegt wurde, der zu den Füssen des grossen Galen's gesessen hatte. (Harnack Seite 5.)

Glücklicherweise fanden aber diese medicin- und naturfeindlichen Bestrebungen ein sehr wirksames Gegengewicht bei jenen Christen, welche den Arzt zulassen wollten. Und diese Partei wurde durch eine Reihe recht in Betracht kommender Factoren gestützt.

Zunächst müssen wir uns der Stellung erinnern, welche das Christenthum in den ersten Jahrhunderten seiner Existenz inne hatte; gerade in ihr liegt gewiss so manches Moment, welches eine allzu scharfe Tonart der Medicin gegenüber vor der Hand nicht am Platze erscheinen liess. Bis in das vierte christliche Jahrhundert hinein, bis zu dem 313 von Constantin zu Mailand erlassenen Toleranzedict, hatte das Christenthum auf das Schwerste

um seine eigene Existenz zu kämpfen, und selbst dann, als es die staatliche Anerkennung erstritten hatte, konnte es keineswegs auf friedlichen Wegen wandeln. Dogmatische Streitigkeiten spalteten die Christenheit zu wiederholten Malen in Parteien, welche sich mit einer Erbitterung befehdeten, welche der nicht viel nachgab, mit welcher seiner Zeit das Christenthum von dem Heidenthum verfolgt worden war. Und neben all' diesen Kämpfen musste das Christenthum noch dafür Sorge tragen, dass die Reminiscenzen an das Heidenthum auf das Gründlichste aus Herz und Sinn des Volkes ausgerottet würden. Und das war gar keine leichte Aufgabe; oft genug wurzelten heidnische Erinnerungen und Neigungen so tief in den Anschauungen des Volkes, dass es erst einer langen schweren Arbeit bedurfte, um derselben dauernd Herr zu werden. Nur durch scharfe, bis in die kleinsten Einzelheiten sich erstreckende Kontrolle des öffentlichen wie privaten Lebens, ja selbst der Gedankenwelt des Einzelnen konnte die Kirche darauf rechnen, das Volk von seinen alten Anschauungen loszulösen und in christliche Denkungs- und Gefühlsweise herüberzuleiten. Dieser Aufgabe hatte sich der Priester zu unterziehen. Die Pönitentialen oder Bussbücher (s. Friedberg Seite 2) gaben ihm die strengste Anweisung, wie er dieses seines Amtes zu walten hatte; aber trotz alle dem kam die Kirche doch bisweilen nicht zum gewünschten Ziel, und dann blieb ihr nichts weiter übrig, als durch geschickte Verschmelzung der althergebrachten Gebräuche mit den eigenen Satzungen sich die Herrschaft zu sichern.

Dass aber eine Zeit, die mit so vielfachen Aufgaben belastet und von so zahlreichen Kämpfen durchtobt war, in der Anzettelung neuer Kämpfe eine gewisse Vorsicht geübt haben werde, ist doch wohl anzunehmen. Besonders wenn es sich um Kämpfe handelte, wie um die mit der Medicin, deren Durchfechtung zunächst nicht einmal unbedingt im Interesse des Christenthums lag und denen man besser durch ein Kompromiss noch aus dem Wege zu gehen vermochte.

Aber nicht allein diese Erwägungen waren es, welche die Vernünftigeren unter den Christen zu einer verträglicheren Stimmung gegenüber der Medicin veranlassten, sondern es gab Gründe, welche der versöhnlicheren Christenpartei ein enges Bündniss mit der Medicin und den Aerzten sogar nothwendig erscheinen liessen. Und diese Gründe lagen in dem Umstande, dass das Christenthum schon bald nach seinem Auftreten das Liebeswerk der Kranken- und

Alterspflege in Angriff nahm. Der tägliche Umgang mit Kranken und gebrechlichen Greisen musste den Diakonen und Diakonissinnen die ärztliche Hilfe denn doch in einem ganz anderen Licht erscheinen lassen als wie sie jenen Eiferern erschien, die über sie nur von ihrem hyperorthodoxen Standpunkt aus urtheilten. Die praktischen Erfahrungen lehrten dem christlichen Krankenpfleger auf das Handgreiflichste, was bei der Krankenbehandlung der Arzt und was der mit Gebet, Handauflegen und Oelsalbung operirende Laie oder Kleriker zu leisten vermochte. Und so liessen denn die freier urtheilenden Christen sich in ihrem Urtheil über die Bedeutung der Medicin durch religiöse Bedenken nicht beirren, sondern erachteten unsere Kunst für unentbehrlich. Ja man glaubte derselben sogar so wenig entrathen zu können, dass man auch für solche Fälle Vorsorge treffen zu müssen glaubte, in denen bei schweren Erkrankungen ärztliche Hilfe nicht bald zur Hand war. So entstanden denn Werke, in denen den Laien die Wirkung der verschiedenen Medicamente auseinandergesetzt wurde, aufdass auch Nichtärzte erforderlichenfalls in der Lage wären, schweren Kranken wirkliche medicinische Hilfe zu bringen. In dem Sinne verfasste ein gewisser Marcellus mit dem Beinamen Empiricus resp. Burdigalensis, welcher unter den Kaisern Theodosius I und II so etwas wie Kanzler des byzantinischen Reiches war, ein Werk über die Heilmittel.

Allein die christlichen Anhänger der Medicin glaubten, trotzdem sie von der Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit derselben vollständig überzeugt waren, dennoch ihr Vertrauen zur Medicin mit einem religiösen Beweis stützen zu müssen. Es lag eben in dem Geist der ersten christlichen Jahrhunderte, dass jedes Ding erst in die erforderliche christliche Beleuchtung gerückt werden musste, ehe es auf Anerkennung rechnen durfte. So erzählte man denn, dass Noah nach der Sündfluth auf dem zum Höhenzug des Ararat gehörenden Berg Lubor eine göttliche Offenbarung über die Heilkräfte der Pflanzen empfangen habe. Das, was ihm dort Engelsmund verkündet hatte, habe Noah alsdann in ein grosses Buch eingetragen und dieses wichtige Schriftstück später seinem Sohn Sem gegeben; dieser aber habe es dann zum Segen der Kranken auf die Nachwelt gebracht. (Buch der Jubiläen Seite 385—387.) Und nach Harnack's Mittheilung (Seite 21) wurde dem König Salomo gleichfalls die Auffassung eines ähnlichen Werkes nachgesagt. Klingt es unseren Ohren nicht wie ein Märchen, dass es

thatsächlich einmal eine Zeit gegeben haben soll, in welcher die Medicin, um ihre Existenzberechtigung zu erweisen, sich derartige Mittel gefallen lassen musste, und das noch dazu in einer Zeit, in welcher die Medicin der Menschheit bereits so unschätzbare Wohlthaten bescheert hatte, wie die allgemeine Narkose und die locale Anaesthesie?

Doch die gemässigte Partei der Christen hatte ausser den soeben genannten Momenten noch andere Gründe, welche ihr einen Anschluss an die Medicin wünschenswerth erscheinen liessen. Die von den grossen heidnischen Forschern und Aerzten gewonnenen naturwissenschaftlichen und medicinischen Kenntnisse vermochten nämlich ganz ausgezeichnete Stützen für die christliche Naturauffassung zu liefern. Denn die heidnische Medicin gefiel sich, wie wir dies schon Seite 21 § 6 dieser Arbeit bemerkt haben, in einem sehr ausgesprochenen Teleologismus. Der grosse Galen vertritt in seinen Werken eine teleologische Auffassung der anatomischen Formen und der functionellen Bethätigungen des menschlichen Körpers, welche in ihrem Monotheismus selbst dem gläubigsten Christen durchaus annehmbar erscheinen musste. Wurde diese streng teleologische Naturanschauung des Heidenthums mit dem erforderlichen christlichen Beiwerk versehen, so liess sie sich mit Vortheil dem Christenthum einverleiben.

So erleben wir denn jetzt die für unsere moderne Zeit ganz erstaunliche Thatsache, dass die hervorragendsten christlichen Geistlichen sich als naturwissenschaftliche oder medicinische Schriftsteller bewegen. So bespricht der berühmte Kirchenvater Tertullian die verschiedensten medicinischen, vornehmlich psychologische Fragen mit grosser Sachkenntniss.

Clemens von Alexandrien beschäftigt sich in seinem Pädagogus mit den mannigfachsten medicinischen Gegenständen, wie z. B. mit der Entwickelungsgeschichte des Menschen, auf das Eingehendste.

Ferner schrieb der heilige Basilius, der 370 Bischof von Cäsarea wurde, eine Schöpfungsgeschichte, natürlich in majorem dei gloriam.

Der heilige Ambrosius, 374 Bichof von Mailand, predigte über das gleiche Thema in Mailand.

Lactantius Firmianus, der dem Ende des 2. und Anfang des 3. Jahrhunderts angehörte, behandelt in seinem Werk: de opificio dei mit grosser Sachkenntniss die verschiedensten physiologischen Dinge. So spricht er sich z. B. in einer Weise über die

Convergenzbewegung der Augen aus, welche keinen Zweifel darüber aufkommen lässt, dass er über diesen Punkt eigene Beobachtungen gemacht haben müsse.

Nemesius, der im vierten oder fünften Jahrhundert in Emesa in Phönizien als Bischof wirkte, verfasste unter dem Titel über die Natur des Menschen sogar ein physiologisch-anatomisches Werk, welches noch heut in mancher Hinsicht unsere Bewunderung erregt. Denn die anatomisch-physiologischen Capitel dieses Buches sind nicht allein unter sorgsamster Benützung der besten medicinischen Quellen abgefasst, sondern der Gottesmann verräth auch nebenbei noch einen ganz bewunderungswürdigen Scharfblick vornehmlich in der Auffassung gewisser psychologischer Fragen. So entwickelt er z. B. ein klares Bild davon, wie auf associativem Wege, durch Verbindung der verschiedenen Erinnerungsbilder, ein Begriff sich aufbaut. An dem Beispiel des Apfels zeigt er uns, wie der Begriff Apfel durch die Zusammenfassung verschiedener den einzelnen Sinnesqualitäten angehörender Erinnerungsbilder entsteht. Vergegenwärtigen wir uns, dass die Erinnerungsbilder ihrem Wesen wie ihrer Bedeutung nach erst von der modernen Medicin der jüngsten Zeit richtig gewürdigt worden sind, so werden wir dem Manne, der neben seinem geistlichen Amt noch so tiefe Einblicke in physiologische und psychologische Erscheinungen zu thun vermochte, unsere Bewunderung gewiss nicht versagen.

Stand nach dem soeben Gesagten also in den ersten christlichen Jahrhunderten der überwiegende Theil der Christen der Medicin schon mit Wohlwollen gegenüber, so wurden diese Beziehungen mit dem Emporblühen der Klöster doch noch innigere. Denn indem die geistlichen Orden sich dem Krankendienst mit Vorliebe widmeten, gewannen sie eine immer innigere Fühlung mit der Medicin. Ja schliesslich flüchtete sich die Medicin vor den gewaltigen politischen Stürmen, welche mit dem Sturz der antiken Welt und der Völkerwanderung hereingebrochen waren, ganz in das Kloster. Und jetzt war das Kloster nicht mehr bloss eine Pflegeanstalt für Kranke und hilflose Greise, sondern es hatte den Charakter eines nach wissenschaftlichen Grundsätzen geleiteteten Hospitals gewonnen. Und als nun schliesslich auch noch der medicinische Unterricht in den Klöstern willige Aufnahme fand, da lag die Medicin ganz in den Händen des Christenthums.

Nach einer tausendjährigen Wanderschaft war sie wieder da angelangt, von wo sie ausgegangen war; sie war in die der Gottes-

verehrung geweihten Räume, von denen sie ursprünglich ausgezogen war, wieder zurückgekehrt. Und vor der Hand blieben Medicin und Christenthum jetzt in dieser innigen Verbindung mit einander. Erst als die irdische Weisheit nach eigenen Lehrstätten verlangte, als um das 11. und 12. Jahrhundert die Universitäten und die medicinischen Fachschulen sich immer mehr und mehr entwickelten, da löste sich zwar das zwischen Medicin und Religion obwaltende Verhältniss noch nicht, aber es lockerte sich ganz erheblich. Zuvörderst ging der medicinische Unterricht aus den Händen der Priester und Mönche in die Hände der Aerzte über, und allmählich wurde auch die active Betheiligung der Priester an der Krankenbehandlung möglichst eingeschränkt. Die Kirchenversammlungen des 12. und 13. Jahrhunderts sahen sich wiederholt veranlasst, den Geistlichen die Ausübung der Heilkunde zu verbieten, so wie auch die Beaufsichtigung der Hospitäler den Priestern abgenommen wurde. So waren zwar Medicin und Religion in den wichtigsten, den Unterricht und die Praxis betreffenden Punkten wieder getrennt, aber trotzdem lag unsere Kunst noch vollkommen im Schlepptau der Religion. Es wurde ihr von der Kirche noch lange nicht die Möglichkeit gegeben, durch eigene Beobachtungen, Untersuchungen und Erfahrungen in freier, unabhängiger Weise sich zu entwickeln. Vielmehr wurde ihr von dem Christenthum eine streng dogmatische Bildung vorgeschrieben. Erst als mit dem Auftreten des Humanismus die Wissenschaften wieder zu selbstständigem Leben erwachten, vermochte auch die Medicin wieder eine selbstständige, von der Kirche unbeeinflusste Existenz zu führen. Etwa vom 17. Jahrhundert an scheiden sich die Wege des Christenthums und der Medicin, um von nun an nicht mehr feindlich aufeinander zu stossen.

§ 9. Der Einfluss des Christenthums auf den wissenschaftlichen Charakter der Medicin.

Der Einfluss, welchen das Christenthum auf den wissenschaftlichen Geist der Medicin in der ersten wie zweiten Hälfte des Mittelalters ausgeübt hat, war ein sehr weitgehender; aber leider gestaltete sich derselbe für die Entwickelung der Medicin gerade

nicht sonderlich vortheilhaft. Zuvörderst müssen wir bemerken, dass die Freude an der naturwissenschaftlichen wie medicinischen Forschung durch das Christenthum nicht nur nicht geweckt und gestärkt werden konnte, sondern sogar geschwächt werden musste. Denn das Christenthum rückte den Schwerpunkt der gesammten Lebensauffassung so ausschliesslich in das Jenseits, dass alle irdischen Verhältnisse nur noch ein ganz nebensächliches Interesse besitzen konnten. Wer hätte Lust und Sinn gehabt, über die Probleme der irdischen Vorgänge noch ferner nachzudenken, wo die Beschäftigung mit himmlischen Dingen ja doch einen viel köstlicheren Gewinn in Aussicht stellte? Ja, lohnte es sich denn überhaupt noch, den Erscheinungen der Natur nach Forscher-Weise nachzuspüren? Die christlichen Quellen erklärten ja doch Alles, was im Himmel und auf der Erde sich abspielte. Was sollte da ein irdischer Forscher Besseres verkünden können, als was die Schrift bereits gesagt hatte. So wirkten also — vor der Hand wenigstens — die christlichen Lehren auf das Studium der Medicin wie der Naturwissenschaften hemmend ein. Die Zeit war noch lange nicht gekommen — und sie ist ja eigentlich auch heut leider noch nicht da — in der die Erkenntniss reifen und zum Allgemeingut werden wird, dass die erhabenen Lehren des Christenthums und die Naturwissenschaft nicht allein ungestört neben- und miteinander an der Entwickelung des Menschengeschlechtes arbeiten können, sondern dass deren gemeinsames Wirken sogar ein unerlässliches Postulat des culturellen Fortschrittes ist.

Mit der sinkenden Lust an medicinisch-naturwissenschaftlicher Erkenntniss musste aber natürlich auch der Werth der naturwissenschaftlich-medicinischen Leistungen sinken. Denn der Werth einer jeden Arbeit, der geistigen wie der materiellen, steht ja doch in directem Verhältniss zu der Lust, mit der sie unternommen wird. Der Werth der Arbeit ist proportional dem Grad der Lust, mit dem sie geleistet wird.

Wirkten nun schon die soeben erörterten Momente auf den wissenschaftlichen Geist der Medicin nicht sonderlich günstig ein, so kam noch ein anderer Factor hinzu, welcher eine sehr energische, hemmende Wirkung auf unsere Wissenschaft ausübte. Und das war die Art der Forschung, welcher das Christenthum bei der Erörterung der es bewegenden Fragen sich bediente. Alle Kämpfe, welche das Christenthum um die Entwickelung und Formulirung seiner Dogmen führte, wurden lediglich auf speculativem Wege

ausgefochten, und es galten dabei Sophismen und Spitzfindigkeiten durchaus nicht als unwillkommene Hilfsmittel. Bei der zwingenden Gewalt aber, mit welcher das Christenthum damals die Geister beherrschte, konnte die Methode, welche es bei der Schlichtung seiner eigenen wissenschaftlichen Fragen benützte, für die gesammte übrige wissenschaftliche Welt nicht ohne Bedeutung bleiben. Und so kam es denn, dass aus der Medicin sowie aus den Naturwissenschaften die Beobachtung und die praktische Untersuchung ganz verschwanden und dafür die mit Sophismen arbeitende Speculation allein Herrscherin blieb.

Die unmittelbare Folge dieser Verhältnisse musste die sein, dass jeder Fortschritt der Medicin verloren ging und dieselbe einen durchaus dogmatischen Charakter annahm. Die wissenschaftliche Arbeit des Arztes bestand jetzt nicht mehr darin, dass derselbe durch gewissenhafte Beobachtung und Untersuchung des gesunden wie kranken Körpers sein Wissen zu erweitern trachtete, sondern er sah seine wissenschaftliche Aufgabe darin, die Lehrsätze des Hippokrates und Galen zu erklären, zu commentiren und zu dogmatisiren. Wer dies mit Aufwendung möglichster Gelehrsamkeit und mit Zuhilfenahme recht spitzfindiger Sophismen zu leisten verstand, der war der Mann seiner Zeit. Und wenn er gar noch seine Arbeiten mit Hinweisen auf die christlichen Quellen recht reichlich und an passenden Stellen zu würzen vermochte, da war das medicinische Licht fertig.

Machen wir uns die soeben vorgetragenen Erörterungen zu eigen, so wird uns aus ihnen ein erfreuliches Verständniss für gewisse eigenartige Erscheinungen erwachsen, welche die Entwickelung der Medicin gerade während des Mittelalters zeigt. Die Leistungsfähigkeit der Medicin hatte nämlich um die Mitte des zweiten christlichen Jahrhunderts ihre grösste Höhe erreicht. Die Werke Galen's waren das Hervorragendste, was die antike Medicin hervorzubringen vermochte. Mit dem Tode des grossen Galen machte sich aber alsbald eine rückläufige Bewegung auf allen Gebieten der Medicin bemerklich. Zwar erschienen in den folgenden Jahrhunderten noch wiederholt umfassende medicinische Werke, aber die Originalität mangelte ihnen so gut wie ganz, und nur wenige derselben, wie z. B. die βιβλία ἰατρικά des Alexander von Tralles (6. Jahrhundert) vermochten den Charakter der Compilation zu verleugnen. Dafür verrathen sie zum Theil staunenswerthe Literaturkenntnisse.

So hatte z. B. Oribasius — lebte im vierten und fünften christlichen Jahrhundert — ein Werk hinterlassen, welches in 70 Bänden Auszüge aus allen berühmten medicinischen Werken der Vorzeit zusammengestellt hatte.

Andere Autoren bekennen in ihren Werken zwar ganz deutlich eine auf eigenen Beobachtungen fussende Auffassung der gesunden wie krankhaften Erscheinungen — so finden wir z. B. bei Aëtius (6. Jahrhundert) eine Schilderung des Altersstaares, welche ganz mit der modernen Auffassung zusammenfällt —, können aber trotzdem ihren Werken den Charakter der Compilation nicht nehmen.

Aehnlich verhält es sich mit dem grössten medicinischen Schriftsteller des 7. Jahrhunderts, mit Paulus von Aegina. Sein ὑπόμνημα, d. h. Erinnerungsbuch genanntes Werk wurde von ihm ausdrücklich in der Absicht verfasst, den Aerzten das Studium der alten Mediciner zu erleichtern und ist deshalb im Grossen und Ganzen nichts wie eine geschickt hergestellte Compilation; allerdings eine Compilation, welche in einzelnen Capiteln, so in der Chirurgie und Geburtshilfe, grossentheils auf eigenen Erfahrungen beruht und deshalb hier den Eindruck einer selbstständigen Arbeit wohl hervorrufen kann.

Wie sehr man das Wesen der Medicin nur in dem todten, den Aerzten der Vorzeit entlehnten Dogmenkram suchte, geht daraus hervor, dass man jetzt mit Vorliebe die medicinischen Lehrbücher in Versen verfasste. Man glaubte auf diese Weise den trockenen Stoff schmackhafter zu machen und das Erlernen desselben den Aerzten zu erleichtern. So verfasste z. B. Benedictus Crispus (8. Jahrhundert) sein Libellus de medicina in wohlgebauten Versen, ebenso Waldfridus Strabus (9. Jahrhundert) seinen Hortulus. Unsere Schuljugend erfreut sich dieser gereimten Unterrichtsmethode bekanntlich noch bei Erlernung der lateinischen Genusregeln.

Es ist nun kein blosser Zufall, dass das Auftreten der dogmatisch-compilatorischen Richtung der Medicin zeitlich mit dem Erstarken des Christenthums zusammenfällt. Vielmehr hat das Christenthum, sobald es mit seiner Anerkennung die nöthige Stärke dazu gefunden hatte, die dogmatische Richtung in die Medicin eingeführt. Es hat, so lange es die praktische Medicin sowie den ärztlichen Unterricht in der Hand hielt, die dogmatische Ausgestaltung der Heilkunst mit allen Kräften gefördert. Und als mit dem Aufblühen der Universitäten und medicinischen Laien-Collegien der ärztliche Unterricht aus dem Kloster in den akade-

mischen Hörsaal ausgewandert war, liess es sich die Kirche dringend angelegen sein, dass jener dogmatische Charakter der Medicin auch fernerhin erhalten bliebe. So wurde durch päpstliche Bullen wiederholt der Stoff, welchen ein Professor der Medicin zu erledigen hatte, festgelegt. Ein Abweichen von den Lehren des Hippokrates und des Galen wurde den medicinischen Docenten strengstens untersagt; nur die Werke solcher Autoren durften für Unterrichtszwecke benutzt werden, welche in engster Anlehnung an jene grossen Aerzte des Alterthums verfasst waren. Wenn aber doch einzelne einer freien Forschung zugethane Köpfe ihre eigenen Wege gehen und durch selbstständige Arbeiten, Beobachtungen und Erfahrungen die Medicin aus ihren dogmatischen Fesseln befreien wollten, so sorgte schon die Kirche dafür, dass solchen Feuerköpfen die gebührende Zurechtweisung zu Theil werde. So erzählt uns z. B. Troells-Lund (Seite 197), dass Ende des 16. Jahrhunderts ein hervorragender Schüler des Paracelsus, Hans de Prato, zwar zum Professor der Medicin an der Universität Kopenhagen berufen wurde, aber diese Stelle nicht eher antreten durfte, als bis er gelobt hatte: nicht seine eigenen Ansichten oder etwa das, was er von Paracelsus und anderen einer freien Forschung zugethanen Meistern gelernt habe, zu lehren, sondern nur über Hippokrates und Galen Vorlesungen halten zu wollen.

War schon die wissenschaftliche Entwickelung der Medicin mit dieser von der Kirche allein zugelassenen dogmatischen Richtung auf einen todten Strang geleitet worden, so wurden die Verhältnisse mit dem Auftreten der Scholastik doch noch viel schlimmere. Denn unter ihrem Schutze erschien nicht allein die antike Dämonenlehre, welche seiner Zeit der Neuplatonismus schon einmal wiederbelebt hatte, wieder, sondern es traten nun auch noch die christlichen Gestalten des Teufels und der Engel mit besonderer Energie in Erscheinung. Und so sehen wir denn, wie etwa vom 11. Jahrhundert an wieder böse und gute Geister in der Medicin ihr Wesen treiben. Und dieser Unfug erstarkte schliesslich so, dass man kirchlicherseits auch kein Bedenken mehr trug, die pathologischen Vorgänge für Werke jener Geister anzusprechen; und bis in das 16. Jahrhundert galt der Teufel als Hauptanstifter aller Krankheiten.

Aber auch die bereits in den ersten Anfängen des Christenthums nachweisbare Auffassung der Krankheit als einer unmittel-

baren Schickung Gottes musste bei dieser Neigung, alle irdischen Vorgänge mit überirdischen Mächten in Verbindung zu bringen, wieder eine allgemeinere Geltung erlangen. Man begünstigte jetzt kirchlicherseits die Ansicht, dass die Krankheit wesentlich als eine Strafe Gottes für irgendwelche Sünden des Einzelnen oder der Menschheit im Allgemeinen zu gelten habe. Allerorten verkündeten die Geistlichen jetzt, wie diese oder jene Seuche von Gott als Strafe für diese oder jene Sünde geschickt worden sei. Und ganz erstaunlich ist es, um welcher geringfügigen und gleichgültigen Dinge wegen Gottes Zorn so erregt werden konnte, dass er ihrethalben die Menschheit mit entsetzlichen Krankheitsplagen schlug. So setzte z. B., wie Troells-Lund (Seite 48) erzählt, der hochangesehene Bischof von Seeland Peter Paladius im Jahre 1556 auseinander, dass nur wegen der übertriebenen Kleidermoden Gott den Menschen die schrecklichen Seuchen, die im 15. und 16. Jahrhundert in der Pest, dem englischen Schweiss u. A. m. die Welt in so fürchterlicher Weise heimsuchten, geschickt habe. Das, was jener fromme Bischof der Welt über die Seuchenpein mitgetheilt hatte, hat dann der sehr ehrenwerthe dänische Rector Niels Bredal in gar erbauliche Verse gebracht und in seinem im Jahre 1586 erschienenen „Kinderspiegel“ veröffentlicht. Dieses poetische Machwerk lautet:

Als Dänemarks Volk trug Engländertracht,
Hat das uns den „englischen Schweiss“ gebracht.
In französische Kleider steckt dann man den Leib,
„Französische Pocken“ bei Mann und Weib.
Die neue Tracht ihre Seuche stets findet,
So ist es als zeitliche Strafe verkündet.

Welche entsetzliche Erscheinungen aber entstehen, wenn ein überhitztes religiöses Gefühl und eine aus dem Gleis gerathene Philosophie nicht das erforderliche Gegengewicht in einer auf Beobachtung und freiem Studium beruhenden Medicin und Naturerkenntniss finden, das zeigt der in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters grassirende Hexenwahn (man vergl. Seite 60 § 11 dieser Arbeit). Denn Religion, Philosophie und Naturwissenschaft, das sind die drei grossen Lichter der menschlichen Erkenntniss. Der Fortschritt des geistigen Lebens sowie der der Cultur ist nur dann gewährleistet, wenn ein Jedes dieser Drei entsprechend der ihm charakteristischen Eigenartigkeit sich zu entwickeln vermag. Sowie der eine oder der andere dieser drei Factoren sich in einseitiger

Weise auf Kosten des anderen zu bethätigen bestrebt, muss unbedingt eine schwere Störung des geistigen Lebens erfolgen. Und die charakteristischen Eigenthümlichkeiten, welche die verschiedenen Epochen der Culturgeschichte zeigen, sie werden in ihrer typischen Färbung durch die Art und Weise bedingt, in welcher jene drei Factoren zur Geltung gekommen sind. Wenn die geistige Entwickelung unseres Geschlechts bisher fast ausschliesslich unter dem überwiegenden Einfluss der Religion und Philosophie sich vollzogen hat, so hat in den letzten Jahrzehnten sich in diesem Verhältniss ein offenkundiger Umschwung bemerkbar gemacht. Die Naturwissenschaften mit der Medicin haben den ihnen gebührenden Platz in dem Dreiklang: Religion, Philosophie, Naturwissenschaften eingenommen, und damit hat sich eine Correctur unserer gesammten Erkenntniss eingestellt, deren wir schon längst bedurften. Die Aufgabe der kommenden Zeit wird es nun sein, dafür zu sorgen, dass der Accord in jenem Dreiklang nicht mehr durch einseitiges Ueberwiegen weder der Naturwissenschaften, noch der anderen beiden Factoren gestört werde. Denn das war der grosse Irrthum des mittelalterlichen Christenthums, dass es meinte, einer selbstständigen, frei forschenden Naturwissenschaft und Medicin vollkommen entrathen und die Philosophie in eine von ihm vorgeschriebene Richtung hineindrängen zu können. Es bedurfte erst einer gewaltigen Gährung der Geister, wie sie mit dem Auftreten des Humanismus anhob, ehe die Naturwissenschaften und Medicin, von den dogmatischen Fesseln der Kirche befreit, eine selbstständige wissenschaftliche Richtung einschlagen konnten. Und selbst dann, als die Herrschaft der Kirche in der Medicin sich als unhaltbar erwiesen hatte, bedurfte es noch der energischen Arbeit gar manches erleuchteten Kopfes, wie des Paracelsus, des Andreas Vesalius, des grossen Paré, des genialen Harvey u. A., ehe die ärztliche Welt einsehen gelernt hatte, dass neben Hippokrates und Dioskorides, neben Galen und Aëtius auch die freie eigene Forschung einen Werth habe, einen Werth, bedeutender, als alle Dogmen und spitzfindigen Commentare. Und als diese Erkenntniss schliesslich Gemeingut der ärztlichen Welt geworden war, da bedurfte es erst einer unendlichen Arbeit, ehe alle die Schäden, welche unsere Wissenschaft unter dem Jahrhunderte lang ihr von dem Christenthum auferlegten Joch davongetragen hatte, zu heben. Das 17. und 18. Jahrhundert sehen wir eifrigst

dabei, all' den Wust, den der Dogmatismus in unserer Wissenschaft aufgestapelt hatte, zu beseitigen. Aber dieser Reinigungsprocess wurde durch keinen Eingriff seitens der Kirche mehr gestört. Die Zeiten, da Kirchenväter und päpstliche Bullen in der Medicin ein Wort mitzusprechen hatten, waren jetzt endgültig und unwiederbringlich verabschiedet.

§ 10. Das Christenthum und die ärztliche Praxis.

Das Christenthum ist, wie Harnack (Seite 96) so treffend bemerkt, medicinische Religion; denn das Evangelium ist an die Menschheit herangetreten, wie der Arzt an den Kranken. Es verhiess einem Jeglichen Erlösung von Schmerz und Leid. *„Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will Euch erquicken"* (Ev. Matthäi, Cap. 11, Vers 28), so sprach der erhabene Stifter unserer Religion, und in diesem Sinn ist Christus ὁ σωτὴρ τοῦ κόσμου der Arzt der Welt, und in diesem Sinne nennt unsere Sprache Jesus den Heiland, d. h. den „Heilenden". In zahlreichen der praktischen Medicin entlehnten Bildern bewegt sich das Neue Testament, wenn es die Aufgabe der christlichen Lehre charakterisiren will, und ebenso verfährt die älteste Kirchengeschichte. Bei ihr können wir Stellen finden, in denen die Thätigkeit des praktischen Arztes bis in die kleinsten Einzelheiten hinein zum Vergleich mit den Leistungen der Religion herangezogen wird. Harnack (S. 102) theilt uns z. B. aus den apostolischen Constitutionen eine solche Stelle mit, in welcher die heilende Aufgabe eines christlichen Bischofs mit dem heilenden Beruf eines praktischen Arztes in einer Weise verglichen wird, dass man schier meinen könnte, der betreffende Autor habe seinen Lesern neben der geistlichen Belehrung zugleich auch noch ein kleines ärztliches Praktikum über Wundbehandlung halten wollen. Die fragliche Stelle lautet:

„Heile auch du, o Bischof, wie ein mitleidiger Arzt alle Sünder, indem du heilsame, zur Rettung dienliche Mittel anwendest. Beschränke dich nicht auf Schneiden und Brennen und auf die Anwendung austrocknender Streupulver, sondern gebrauche auch Verbandszeug und Charpie, gieb milde und zuheilende Arzneien und spende Trostesworte als mildernde Umschläge. Wenn aber die Wunde tief und hohl ist, so pflege sie mit Pflastern, damit sie sich wieder

fülle und dem Gesunden gleich wieder ausheile. Wenn sie aber eitert, dann reinige sie mit Streupulver, d. h. mit einer Strafrede; wenn sie sich aber durch wildes Fleisch vergrössert, so mache sie mit scharfer Salbe gleich, d. h. durch Androhung des Gerichtes; wenn sie aber um sich frisst, so brenne sie mit Eisen und schneide das eitrige Geschwür aus, nämlich durch Auferlegen von Fasten. Hast du dies gethan und gefunden, dass vom Fuss bis zum Kopf kein milderndes Pflaster aufzulegen ist, weder Oel noch Bandage, sondern das Geschwür um sich greift und jedem Heilungsversuch zuvorkommt — wie der Krebs jegliches Glied in Fäulniss versetzt — dann schneide mit vieler Umsicht und nach gepflogener Berathung mit anderen erfahrenen Aerzten das faule Glied ab, damit nicht der ganze Leib der Kirche verdorben werde. Nicht voreilig also sei zum Schneiden bereit und nicht so rasch stürze dich auf die vielgezähnte Säge, sondern brauche zuerst das Messer und entferne die Abscesse, damit durch Entfernung der innen liegenden Ursache der Krankheit der Körper vor Schmerzen geschützt bleibe. Triffst du aber einen Unbussfertigen und innerlich Abgestorbenen, dann schneide ihn mit Trauer und Schmerz als einen Unheilbaren ab.“

Neben dieser bildlichen Bezugnahme auf medicinische Dinge trat das Christenthum aber auch thatsächlich mit der praktischen Medicin in Fühlung. Christus selbst übte bereits Krankenheilungen und, wie es scheint, in recht bedeutendem Umfange, lesen wir doch Ev. Marci, Cap. 3, Vers 10: *„Denn er heilte ihrer Viele, also dass ihn überfielen alle, die geplagt waren, auf dass sie ihn anrührten.“* Und die Schrift weiss uns von Besessenen, Blinden, Lahmen, Aussätzigen u. A. zu berichten, welche Christus geheilt hat. Allein vom ärztlichen Standpunkt aus haben diese Heilungen weder für Christus noch für seine Lehren irgend etwas Charakteristisches, etwas, was allein aus diesen heraus erklärt und verstanden werden könnte. Denn ähnliche Wunder-Heilungen, wie die sind, welche uns das Neue Testament von Christus berichtet, haben ja auch seine Jünger verrichtet, und ausserdem haben schon lange vor Jesu wiederholentlich sogenannte Wunder-Heilungen stattgefunden, wie auch nach seinem Tode dieselben keineswegs verschwunden sind.

So wird z. B. vom Kaiser Vespasian berichtet, dass er einen Blinden dadurch geheilt habe, dass er dessen erloschene Augen mit seinem kaiserlichen Speichel befeuchtete, gerade so, wie es seiner Zeit Jesu auch gethan hatte. Von den allerchristlichsten

Königen von Frankreich weiss die Geschichte zu berichten, dass sie durch blosses Auflegen der Hand Skrofulöse heilen konnten. Das Wunderbare, welches allen diesen und ähnlichen Heilungen bisher anzuhaften schien, ist Dank den Erfahrungen der modernen Medicin verschwunden. Wir wissen nunmehr, dass es die suggestive Kraft des Glaubens ist, welche in den fraglichen Fällen sich als heilende Potenz bethätigt hat. Gewiss giebt, wie bereits Petrus (Apostelgeschichte, Cap. 3, Vers 16) sagt, der Glaube die Gesundheit zurück, nur kommt die Hilfe nicht von dem Gegenstand, an welchen der Glaube sich heftet, sondern der innige Wunsch, gesund werden zu wollen, und der feste Glaube, nun auch gesund werden zu müssen, bildet den heilenden Factor. Wenn wir nun auch gerade nicht sonderlich viel davon wissen, wie der physiologisch-psychologische Vorgang beschaffen sein mag, der den Effect der Heilung bedingt, wenn wir von demselben eigentlich nicht viel mehr kennen, als seinen Namen „Suggestion", so wissen wir doch so viel ganz gewiss, dass es ein Vorgang sei, der sich innerhalb des Körpers auf Grund der in demselben sich abwickelnden Lebenserscheinungen ereignet und somit den gleichen Gesetzen gehorsamt, welchen auch unser gesammtes psychisches wie animales Leben unterworfen ist.

Auch durch den Evangelisten Lucas ist das junge Christenthum bald nach seinem Erscheinen zu der praktischen Medicin in gewisse Beziehungen getreten; doch waren dieselben rein zufälliger Natur, wie sie denn auch für die zwischen Christenthum und Medicin sich entwickelnden Beziehungen völlig belanglos geblieben sind. Ob aber die Thatsache, dass in der Person des Lucas ein Arzt unter den Jüngern des Herrn gewandelt ist — und Petrus (Brief an die Colosser, Cap. 4, Vers 14) nennt Lucas sogar „den geliebten" —, die Medicin, wie dies Harnack (Seite 4) meint, in jenen Zeiten sonderlich geschützt haben mag, in denen das Christenthum eine ausgesprochen medicin- und naturfeindliche Stimmung bekundet hat, will mir recht fraglich erscheinen. Wir Medicin-Historiker kennen wenigstens Zeiten in der Entwickelung unserer Wissenschaft, in denen der praktische Arzt dem Scheiterhaufen oft genug verzweifelt nahe gestanden hat und in denen ihm auch die Thatsache, dass der Evangelist Lucas, der Geschichtsschreiber und der Maler der Maria, ein Arzt gewesen ist, nicht gerade einen sehr vertrauenerweckenden Schutz gegen den überhitzten Glaubenseifer versprach.

Uebrigens wollen wir von dem Arzt Lucas nicht scheiden, ohne einer recht poetischen Legende zu gedenken, welche Lipsius uns erzählt und die Harnack (Seite 3) reproducirt hat. Das Grab des Lucas war nämlich unbekannt; kein Mensch vermochte zu sagen, wo die Gebeine des heiligen Mannes ruhten. Da begann es eines Tages über einem Grab in Theben Pastillen von heilkräftigster Wirkung zu regnen, und auf diese Weise hatte der noch im Jenseits seines Berufes als Arzt gedenkende Evangelist die Menschheit auf seine letzte Ruhestätte aufmerksam gemacht.

In allernächste Beziehungen zu der praktischen Medicin trat das Christenthum schon in sehr frühen Zeiten, und zwar waren es die Kranken- und Alterspflege, welche dasselbe in aufopferndster Weise organisirte und durchführte. Die Krankenpflege war ein Zweig der praktischen Medicin, welcher bis zum Auftreten des Christenthums einer festen Einrichtung noch völlig entbehrt hatte. Zwar besassen die Griechen wie die Römer in ihren Gerokomien und Valetudinarien wohl auch Anstalten, in denen man hilflosen Greisen oder solchen, die durch das Uebermaass der Arbeit erschöpft und zur weiteren Arbeit untauglich waren, Pflege und Hilfe gewährte, aber Krankenhäuser mit einem festen, auf die Heilung oder Linderung der Krankheiten gerichteten Dienst kannte die vorchristliche Zeit noch nicht. Erst die im Christenthum gepredigte Bruderliebe schuf die Krankenpflege, und das Verdienst, welches sich das Christenthum durch die Entwickelung und den Ausbau der Krankenpflege erworben hat, wird ihm von der Medicin stets unvergessen bleiben. Es lässt wenigstens zum Theil die Unduldsamkeit vergessen, welche so manches Mal das Christenthum der freien naturwissenschaftlichen und medicinischen Forschung gegenüber bewiesen hat.

Die Kranken- und Alterspflege, wie sie anfänglich das junge Christenthum übte, war eine über alle Mitglieder der Gemeinde in gleicher Weise vertheilte Thätigkeit. Alle Angehörigen der Gemeinde ohne Rücksicht auf Rang und Geschlecht hatten die Verpflichtung, die Kranken zu warten und zu pflegen. Und dieser Aufgabe entzog sich so leicht Niemand. Mit unermüdlichem Eifer, ohne Scheu vor Ansteckung, ohne Ekel vor Blut und Eiter, ohne Missachtung auch der geringsten Handgriffe kamen Hoch und Niedrig der ihnen obliegenden Pflicht nach. Die Heiden selbst mussten die Opferwilligkeit anerkennen, mit welcher die Christen in der furchtbaren Zeit der Pest der schweren Pflicht der Krankenpflege sich ent-

ledigten. Und nicht genug damit, dass sie mit ihrer eignen Person für die Kranken eintraten, so brachten die Christen auch noch die für die Verpflegung armer Kranker und arbeitsunfähiger Greise erforderlichen Geldmittel auf. Allsonntäglich bei dem Gottesdienst steuerte Jeder sein Scherflein hierfür bei. Die so gesammelte Summe empfing der Gemeindevorsteher, um sie dann dem Bedürfniss entsprechend zu vertheilen. In dieser Weise haben wir uns ungefähr die Organisation der Krankenpflege im ersten christlichen Jahrhundert zu denken. Später nahm dieselbe dann festere Formen an. Man bestellte männliche und weibliche Pfleger gegen eine bestimmte Geldentschädigung. So wissen wir, dass im zweiten christlichen Jahrhundert in jeder Gemeinde die den Gemeindevorstehern untergeordneten Gemeindebeamten, die Diakonen, als officielle Armen- und Krankenpfleger bestellt wurden; auch wurde in jeder Gemeinde eine Wittwe angestellt mit der Verpflichtung, den kranken Frauen der Gemeinde Hilfe zu leisten. Aus diesen mit dem Krankendienst betrauten Beamtinnen gingen dann später die Diakonissinnen hervor. Als dann das Christenthum staatliche Anerkennung gefunden hatte, begann es auch alsbald die Krankenpflege in einem weit grösseren Umfang als bisher zu betreiben. Es wurden jetzt grosse Krankenhäuser errichtet, Krankenpfleger ausgebildet, kurz der Krankendienst bis auf die kleinsten Einzelheiten geregelt. Dabei vereinigte man gern verschiedene Wohlthätigkeits-Anstalten zu einem Ganzen; so wurden Findel-Anstalten, Altersversorgungshäuser, Waisenhäuser, Kranken-Anstalten zu einem Ganzen zusammengefasst.

Das älteste derartige Institut wurde im byzantinischen Reich im Jahre 370 von dem heiligen Basilius gegründet. Es umfasste eigentlich alle Zweige der Wohlthätigkeit — selbst ein Asyl für gefallene Mädchen fehlte ihm nicht — und galt durch die Grösse seiner Anlage sowie durch den Geist der Liebe, der in ihm herrschte, für ein Wunderwerk, grösser als die Weltwunder der Pyramiden.

Zu Rom scheint das erste Krankenkaus von der Christin Fabiola im Jahre 381 eingerichtet worden zu sein. Dieselbe soll in ihrer christlichen Liebe soweit gegangen sein, dass sie ihr eigenes Haus zur Aufnahme von Kranken, Hilflosen und Armen hergab.

In Konstantinopel schuf der heilige Samson im Anfang des 6. Jahrhundert ein christlisches Zufluchtshaus, das an Ausdehnung und Vielseitigkeit dem des heiligen Basilius nichts nachgegeben

haben dürfte. Es soll in der Nähe der Sophienkirche gestanden haben.

Nun griffen auch die geistlichen Orden thatkräftig in die Krankenpflege ein. Aus den in allen Klöstern zuvörderst für die kranken Mönche und Nonnen vorhandenen Infirmarien entwickelten sich bald völlig eingerichtete, dem Publikum zugängliche Hospitäler. Eine der ältesten derartigen Anstalten entstand im sechsten Jahrhundert in dem Benedictiner-Kloster Monte-Cassino.

Dass bei einer so ausgedehnten Krankenpflege der Arzt unentbehrlich war, ist selbstverständlich. Und so war es denn auch, sobald das Christenthum staatliche Anerkennung gefunden hatte, eine wichtige Sorge der christlichen Kreise, für ihr Liebeswerk ärztlich gebildete Kräfte zu gewinnen. Man fing an die Diakonen durch medicinischen Unterricht auf ihr schweres Amt vorzubereiten, wie denn auch die Mönche durch Studium wie praktische Beobachtung ärztliches Wissen zu erwerben trachteten. So ermahnt der im Jahre 570 gestorbene Cassiodorus, Kanzler des Gothenkönigs Theodorich und Mitglied des Benedictiner-Ordens, seine Genossen eindringlich zum Studium der antiken Aerzte wie des Hippokrates, des Dioskorides, Galen u. A.

Besonders die Benedictiner widmeten einen grossen Theil ihrer Studien der Medicin, und einzelne ihrer Aebte waren hervorragende Aerzte wie z. B. der Ende des neunten Jahrhunderts lebende Bertharius.

So kam es denn, dass unter den Christen, und zwar sowohl unter den Priestern wie den Profanen, bald genug sich so Mancher dem ärztlichen Beruf widmete. Die Bekanntesten unter ihnen sind die von der katholischen Kirche heilig gesprochenen Brüder Cosmas und Damian. Sie sollen, aus Arabien gebürtig, in Syrien Medicin studirt und in Aegea als Aerzte thätig gewesen sein. Etwas befremdend und zu ihrem ärztlichen Charakter nicht recht passend will es uns erscheinen, dass Beide auch Heilungen ohne Benützung ihrer ärztlichen Kenntnisse, nur durch Gebet vorgenommen haben sollen. In der grossen Christenverfolgung erwarben sich Beide dann die Märtyrerkrone.

Von ärztlichen Priestern nennt uns die Geschichte einen Priester der Gemeinde zu Sidon Namens Zenobius, der in Antiochien mit eisernen Klammern zerfleischt den Tod eines Märtyrers fand.

Theodotus, im Jahr 305 Bischof zu Laodicea, wird von Eusebius als ein in der Medicin wie in der Theologie gleich bewanderter Mann geschildert.

Um das Jahr 300 soll am See Tiberias ein Bischof gewirkt haben, der zugleich als Arzt thätig war, dessen Namen uns aber die Geschichte nicht aufbewahrt hat.

Und selbst unter den Päpsten hat es an Aerzten nicht gefehlt; so wird um das Jahr 309 ein römischer Bischof Eusebius genannt, der der Sohn eines Arztes und selbst Arzt war.

Auch in den späteren Jahrhunderten hat es niemals an Priestern, hochgestellten wie subalternen, gefehlt, welche mit Eifer des ärztlichen Berufes walteten. Besonders scheint dies vom siebenten Jahrhundert an in Salerno der Fall gewesen zu sein, und wahrscheinlich dürfte das dort gegründete Benedictiner-Kloster den Anlass hierzu gegeben haben. Es sollen gerade in Salerno wiederholt Bischöfe und Erzbischöfe als medicinkundig gewirkt haben, unter denen uns der in der Mitte des elften Jahrhunderts lebende Erzbischof Alphanus I. näher bekannt geworden ist.

Doch darf man diese christlichen Priesterärzte durchaus nicht mit jenen Priesterärzten in eine Reihe stellen, welchen wir bei den Aegyptern und Griechen begegnet waren. Der christliche Geistliche übte den ärztlichen Beruf stets als freier Mann und völlig unabhängig von seinem geistlichen Amt, nur durchdrungen von der christlichen Lehre der Bruderliebe.

Allein so sehr die Selbstlosigkeit, mit welcher Mönch wie Priester in der ersten Hälfte des Mittelalters den Beruf des Arztes übten, auch anzuerkennen ist, so entwickelten sich aus dieser Verquickung von Priesterthum und ärztlicher Praxis schliesslich doch sehr erhebliche Uebelstände. Allmählich trat nämlich bei der Behandlung des Kranken der Priester immer mehr und mehr in den Vorder- und der Arzt dafür in den Hintergrund. Dementsprechend wurden glückliche Curen nicht sowohl dem Arzt als vielmehr der Vermittelung dieses oder jenes Heiligen zugeschrieben, und so gab es denn bald eine grosse Menge Heiliger, die sich durch ihr medicinisches Interesse und ihre allzeit bereite ärztliche Hilfe ganz besonders auszeichneten; so der heilige Aegidius (gest. 720), einer der sogenannten vierzehn Nothhelfer, welcher hauptsächlich den kranken Frauen seine Hilfe gewährte; so der heilige Rochus von Montpellier (gest. 1327), der sich besonders mit Heilung der

Pest und der Viehseuchen beschäftigte; die heilige Katharina von Siena (gest. 1380), welche in Pestfällen angerufen wurde u. A. m.

Um nun aber die Zahl solcher heiligen Aerzte nicht allzu sehr zu vermehren, erliess schliesslich die Kirche bestimmte Vorschriften, die unbedingt erfüllt sein mussten, wenn Jemand auf Grund von ihm verrichteter Curen heilig gesprochen werden sollte. Und zwar wurde in dem Process der Kanonisation Folgendes verlangt: Die mittelst einer Wundercur geheilte Krankheit musste nach menschlichen Begriffen und ärztlichen Erfahrungen für unheilbar gelten; die Heilung durfte nicht etwa auf Grund einer längeren Behandlung, sondern sie musste im Augenblicke erfolgt sein; waren aber ärztliche Mittel angewendet worden, so mussten dieselben nach medicinischen Erfahrungen für die in Rede stehende Krankheitsform absolut unwirksam sein. Erst wenn alle diese Bedingungen erfüllt waren, war der Begriff des Wunders gegeben, und der Heiligsprechung stand nun kein Hinderniss mehr im Wege.

Natürlich hatte diese ausgedehnte ärztliche Thätigkeit der Heiligen für die praktische Medicin recht unangenehme Nachtheile im Gefolge. Ganz abgesehen von der erheblichen Concurrenz, die der Heilige dem irdischen Arzt bereiten musste, so wurde auch das Verhältniss zwischen Kranken und Arzt durch das Eingreifen der Heiligen erheblich beeinträchtigt. Das Vertrauen in die Kunst des christlichen Arztes konnte natürlich kein sonderlich festes sein, wenn in jedem nur einigermaassen schweren Fall die himmlische Hilfe der Heiligen wirkte. Man hoffte durch den Besuch heiliger Stätten, durch Gelübde, Bussen, Bittgänge u. A. m. die Gunst der Heiligen zu gewinnen, und die Kirche brachte all' diesen Apparat in feste Formen. Traten aber besondere medicinische Ereignisse ein, wie Pestilenzen u. dgl. m., so erfuhr auch der Verkehr mit den medicinisch erprobten Heiligen alsbald eine entsprechende Steigerung. Grosse Bittprocessionen, tägliche Gebete u. dgl. m. wurden als die geeignetsten Mittel angesehen, um eine medicinische Calamität allgemeinen Charakters wirksam zu bekämpfen. So nahm die Kirche die Sorge für das leibliche Wohl ihrer Angehörigen so gut wie ganz für sich in Anspruch und suchte den Berufsarzt möglichst fernzuhalten.

Schliesslich muss wohl aber das Interesse, welches Heilige, Priester und Mönche an der Krankenbehandlung nahmen, der Kirche doch als zu weit gehend erschienen sein, denn im 12. und 13. Jahrhundert erliessen wiederholentlich Kirchenversammlungen strenge

Verbote gegen die ärztliche Thätigkeit der Geistlichen, und das Concil von Wien (Sprengel Band II Seite 603) untersagte den Priestern strengstens die Leitung von Hospitälern; dieselbe sollte ausschliesslich den Aerzten von Fach vorbehalten bleiben. Um aber den Berufsarzt möglichst unter Kontrolle zu behalten, verordnete eine päpstliche Bulle, dass kein Arzt einen Kranken zweimal besuchen dürfe, ohne einen Geistlichen zu Rathe zu ziehen, welcher für das Seelenheil des Patienten zu sorgen habe.

Allein trotzdem das geistliche Element bei der Krankenbehandlung gegenüber dem berufsärztlichen allmählich wieder mehr in den Hintergrund gedrängt wurde, so war doch der Beruf des Arztes in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters wahrhaftig kein angenehmer. Ganz abgesehen davon, dass das Pfuscherthum jener Zeit eine ganz unglaubliche Ausdehnung angenommen hatte, ja sogar es wagen durfte gegen die zünftigen Aerzte angriffsweise vorzugehen, so sorgte die Kirche reichlich dafür, dass der ärztliche Stand ein möglichst geplagter war. Wie wir schon im § 9 Seite 41 auseinander gesetzt haben, durfte der Arzt unter keinen Umständen auf Grund einer freien selbstständigen Beobachtung resp. Erfahrung sich ein eigenes Urtheil über seinen Kranken, sowie über medicinische Dinge überhaupt erlauben. Die Kirche hielt an dem dogmatischen Charakter der Medicin und der Naturwissenschaft unbedingt fest und zwang den Arzt mit dem sich zu begnügen, was ihm Hippokrates und Galen zu bieten vermochten. Wer sich diesem Gebot nicht fügte, der riskirte die heftigsten Anfeindungen der Kirche. Und gar Mancher unserer damaligen Collegen sowie der Naturforscher hat es an Leib und Leben bitter erfahren müssen, was es mit dem Ungehorsam gegen die Kirche auf sich hatte.

So wurde z. B. Pietro d'Abano (geb. 1250 zu Abano bei Padua) von der Inquisition eingekerkert, bloss weil er ein glühender Anhänger der arabischen Medicin, besonders des Averrhoes war, und auch in seinen philosophischen Ansichten sich der Kirche nicht fügen wollte. Zu seinem Glück starb er im Kerker noch ehe ihm das geistliche Gericht sein Urtheil gesprochen hatte.

Weniger glimpflich kam Cecco d'Ascoli (geb. 1257) davon; dieser musste seine mit den kirchlichen Vorschriften nicht übereinstimmende Naturanschauung auf Veranlassung der Inquisition mit dem Feuertode bezahlen.

Und schliesslich konnte selbst der gehorsamste Sohn der Kirche, wofern er ärztliche Praxis trieb, gar leicht in recht unliebsame Lagen kommen. Denn die im 14., 15., 16. Jahrhundert herrschende Lehre, dass sowohl Gott wie der Teufel dem Menschen die Krankheit schicken könnten, vermochte leicht den Arzt in den Geruch des Hexenmeisters zu bringen. Wagte er es nämlich ein Mal, im festen Glauben an den von der Kirche sanctionirten Hexenwahn einen Behexten mit den damals üblichen Amuletten, Besprechungen u. dgl. m. zu behandeln, so konnte ihm dies leicht Kopf und Kragen kosten, wie dies im Jahr 1611 der heilkundige Pfarrer Jens Hansen Rusk im Kirchspiel Lönne am Ringkjöbing Fjord (Troels-Lund Seite 79) erfahren musste. Dieser unglückselige streng gläubige Gottesmann hatte einem Bäuerlein, das von Rheumatismus oder Gicht geplagt war, einen mit einem Bibelspruch beschriebenen Zettel als Amulett gegeben. Und siehe, dieses Mittel half. Aber als die Kirche von diesem Heilerfolg hörte, fasste sie den unglücklichen Amulettschreiber und schickte ihn als Hexenmeister auf den Scheiterhaufen.

Aber auch die streng medicinischen Curen konnten für den Arzt einen ähnlichen Erfolg haben und ihn auf den Scheiterhaufen bringen, wofern der Krankheitsfall ein sehr schwerer gewesen war und nach der hergebrachten Anschauung eigentlich mit dem Tode des Patienten hätte enden müssen. Denn gelang es dem Arzte solch' einen Kranken zu retten, so kam er gar leicht in den Geruch, dass es mit ihm nicht ganz richtig in Sachen des Teufels sei. Trat nun aber gar die Behandlungsweise irgendwie aus der Schablone der dogmatischen Medicin heraus und verrieth noch dazu ein eigenes Nachdenken über medicinische Dinge oder über irgendwelche Naturerscheinungen, so war der Arzt ganz gewiss ein Hexenmeister und darum reif für den Scheiterhaufen.

Andererseits hatte aber der Arzt allen Grund seine Patienten möglichst schnell gesund zu machen. Denn das Publikum des 12. und 13. Jahrhunderts und der folgenden Säcula war kein besonders nachsichtiges und konnte dem Arzt gegenüber recht unangenehme Sitten bekunden. Entsprach der Arzt nicht bald den Wünschen des Kranken, so ging man ihm ganz einfach thätlich zu Leibe; so liess z. B. König Johann von Böhmen im Jahr 1337 einen viel beschäftigten Breslauer Arzt in die Oder werfen, weil er ihn nicht von seiner Sehschwäche befreit hatte. Ja diese Gewaltmaass-

regeln gegen den Arzt waren sogar gesetzlich erlaubt, wie das 6. Gesetz des 11. Buches des westgothischen Codex zeigt.

Es scheint nun, dass der Arzt, bedrängt auf der einen Seite von den Drangsalirungen der Kirche, auf der anderen von den Gewaltthätigkeiten des Publikums, sich eine besondere Art der Behandlung zurechtgemacht hatte. Er suchte, wie dies Prosper Alpinus (gest. 1617 zu Padua) auseinandersetzt, hauptsächlich symptomatisch zu behandeln. Es genügte ihm die wesentlichsten Beschwerden der Patienten nothdürftig zu beseitigen, denn damit fuhr er unbedingt am Besten. Das Publikum sah bald einen Erfolg und hatte keinen Grund gegen den Arzt irgendwie einzuschreiten; dieser aber empfahl sich bei Zeiten und überliess es einem Anderen, dem Kranken weiter zu helfen.

Ueber die Beseitigung dieses für den Arzt wie den Patienten gleich kläglichen Zustandes ist nicht viel zu sagen. Dieselbe erfolgte ganz allmählich, sobald der wissenschaftliche Geist der Medicin von dem lähmenden Druck befreit war, welchen die Kirche auf ihn so viele Jahrhunderte hindurch ausgeübt hatte.

Auffallend ist es aber, dass in der neuesten Zeit, wo die Medicin doch auf einer geradezu staunenswerthen Höhe ihrer Leistungsfähigkeit angelangt ist, von gewissen Seiten wieder auf's Neue der Versuch gemacht wird, die praktische Handhabung der Krankenbehandlung auf den rein religiösen — ich bitte zu beachten, dass ich „religiös“ und nicht „kirchlich“ sage, denn die Kirche hat mit diesen neuerlichen Bestrebungen durchaus nichts zu schaffen — Standpunkt der Gebetsheilung zurückzuschrauben. Es ist dies jener Standpunkt, dem wir schon in den frühesten Anfängen des Christenthums begegnet sind (vergl. § 8 Seite 33); aber schon im 1. und 2. christlichen Jahrhundert fand dieser Versuch nur bei einer kleineren Partei Anhänger; die Mehrzahl der Christen entschied sich, so hoch sie auch das Gebet im Uebrigen schätzten, für Beibehaltung der medicamentösen Krankenbehandlung. Die Gründe, welche jene Ueberfrommen der ersten Christenzeit zur Verwerfung jeder Medicin und zur Verabschiedung des Arztes veranlassten, lagen in einer unnatürlichen Steigerung des religiösen Gefühles bei gleichzeitiger vollständiger Unkenntniss aller Naturerscheinungen. Wo und zu welcher Zeit diese beiden Momente gleichzeitig auftreten, muss es immer zu irgendwelchen Entgleisungen der Vernunft kommen, und immer müssen diese Entgleisungen religiös gefärbt sein. Und so beruht denn auch die

moderne Gebetsheilung auf einem unnatürlich gesteigerten religiösen Empfinden ihrer Anhänger bei gleichzeitigem Bestehen einer selbst für eine Durchschnittsbildung unzulänglichen Naturkenntniss. In welchem Umfang diese beiden Momente bei den heutigen Anhängern der Gebetsheilung sich finden, kann man leicht ermessen, wenn man einmal einen Blick in die „Blätter der Heilung" — denn diese modernen Heiligen machen unbeschadet ihrer sonstigen Heiligkeit für ihre Sache mittelst einer Zeitung Propaganda — werfen will, welche in Chicago erscheinen. Wenn man dort liest, dass ganz veraltete organische Veränderungen des Herzens, zerstörte Lungen, zerrissene Gefässstämme u. A. m. nur durch brünstige Gebete in den normalen Zustand zurückgeführt werden können, so darf man sich der Einsicht doch wohl nicht verschliessen, dass der Höhe der hier offenbarten religiösen Ekstase ein mindestens ebensolcher Hochstand der naturwissenschaftlichen Unkenntniss entsprechen müsse.

Da nun die modernen Gebetsheilungen reine Privatsachen sind, mit denen das heutige Christenthum auch nicht das Geringste mehr zu theilen hat, und da dieselben ferner auf einem Standpunkt stehen, der eine wissenschaftliche Kritik kaum noch beanspruchen darf, so könnte man füglich über dieselben ohne Weiteres zur Tagesordnung übergehen. Ich hätte dies gewiss auch gethan, wenn die modernen Gebetsheilungen nicht in anderer Hinsicht ein bemerkenswerthes Interesse darböten. Es ähnelt nämlich das Wiederaufleben der Gebetsheilung lebhaft einer Erscheinung aus dem Gebiet der Vererbungen, dem Atavismus. Atavismus oder Rückschlag nennt man bekanntlich jenen Vorgang, bei dem eine anatomische Form von einem Vererber auf einen Erben nicht direct übertragen wird, vielmehr zwischen Vererber und Erben eine mehr oder minder zahlreiche Reihe von Generationen steht, welche die fragliche vererbte anatomische Eigenartigkeit nicht besitzen. Wenn nun natürlich auch der Begriff der Vererbung hier in unserem Fall der Gebetsheilung gänzlich ausgeschlossen ist, so sieht das Wiederaufleben der Gebetsheilung nach einer mehr als fünfzehnhundertjährigen Pause doch wirklich wie ein Rückschlag in eine längst überwundene Epoche unserer geistigen resp. culturellen Entwickelung aus. Und ganz zweifellos ist es auch ein Rückschlag, allerdings eben kein Rückschlag im anatomischen, im erblichen Sinne, sondern ein Rückschlag, der dadurch bewirkt wird, dass die Combination von Factoren, welche die Gebetsheilung ursprünglich hervorgerufen

hatte, jetzt in derselben Form sich wieder gebildet hat und, da gleiche Ursachen immer gleiche Wirkung haben, jetzt auch wieder die nämlichen Erscheinungen wie früher erzeugen muss. So ist denn die moderne Gebetsheilung der Typus eines culturellen Atavismus, wie man ihn charakteristischer gar nicht finden kann.

Uebrigens kommen derartige culturell-atavistische Erscheinungen grade im Gebiete der Medicin sehr häufig zur Beobachtung. Pagel hat erst jüngst in der Sitzung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Hamburg einen Vortrag über die Analogie der Gedanken in der medicinischen Geschichte gehalten, in welchem er darauf hingewiesen hat, wie häufig in der Entwickelung der Medicin sich Wiederholungen mancher Gedanken zeigen.

§ 11. Das Christenthum und die Pathologie.

Eine allgemeine Bewegung ernsteren Charakters gegen die antike Pathologie unternahm das Christenthum in den ersten Tausend Jahren seines Bestehens nicht. Zwar fehlte es keineswegs an christlichen Heisssspornen, welche am Liebsten die ganze Pathologie, wie sie die antike Medicin geschaffen hatte, über Bord geworfen und die gesammte Krankheitslehre ausschliesslich vom rein christlichen Standpunkt aus regulirt hätten, allein die Mehrheit der Christen willfahrte dem Uebereifer dieser Gläubigen nicht. Die grossen Kirchenväter liessen das von Hippokrates und Galen überkommene pathologische System vor der Hand noch unbelästigt. Deshalb finden wir in der Krankheitslehre nur wenig specifisch Christliches.

Nur im Capitel der Geistesstörungen können wir den Einfluss der christlichen Lehre in weitem Umfang nachweisen, denn die in den ersten drei bis vier christlichen Jahrhunderten, man darf wohl sagen in epidemischer Form, herrschende eigenartige Erkrankungsform, die „Besessenheit", ist wesentlich unter dem Einfluss der christlichen Lehre in ihrer charakteristischen Form zur Entwickelung oder wenigstens zu grösserer Verbreitung gelangt. Klinisch äusserte sich diese Erkrankung in der Weise, dass die von ihr Ergriffenen Zeichen einer gestörten geistigen Thätigkeit an den Tag legten. Als Inhalt dieser Störung zeigte

sich die Vorstellung des Kranken, von einem oder mehreren Dämonen ergriffen worden zu sein.

Das Verständniss dieser so äusserst interessanten Erscheinung ergiebt sich dann, wenn wir von der medicinischen Grundvorstellung ausgehen, dass epidemische Geistesstörungen von der Art der Besessenheit, sowie auch gewisse andere Formen geistiger Entgleisung immer dann auftreten, wenn ein durch irgendwelche Verhältnisse aus dem stabilen in das labile Gleichgewicht gebrachter Geist durch anderweitige Verhältnisse in eine einseitige Gedankenrichtung gedrängt wird. Je nach der Beschaffenheit der Momente, welche das geistige Gleichgewicht verrücken, sowie derjenigen, welche die einseitige Gedankenrichtung erzeugen, richtet sich die Form der auftretenden geistigen Abweichung. Sind beide Momente in der umgebenden Welt, in gewissen socialen oder politischen oder religiösen Verhältnissen derselben vorhanden, so nimmt die geistige Störung einen epidemischen Charakter an, wie wir derartige Erscheinungen ja in der Geschichte der Medicin zu den verschiedensten Zeiten beobachten können. Liegen aber beide Momente im Individuum selbst, so entsteht eine Störung, welcher der epidemische Charakter fehlt und welche unter Umständen sogar nicht einmal als eine wirkliche Geistesstörung, vielmehr nur als eine geistige Absonderlichkeit sich äussert. Hysterie und Hypochondrie dürften z. B. zu dieser letzteren Form gehören.

Beim Auftreten des Christenthums lagen nun die Verhältnisse für die Entstehung einer epidemischen geistigen Störung so günstig wie möglich. Durch die Entwickelung, welche die Philosophie in den letzten Zeiten des Alterthums und im Beginn unserer Zeitrechnung genommen hatte, war der Dämonenglaube wieder zu grösserer Geltung gekommen. Der Neupythagoraeismus mit dem phantastischen Cult seiner niederen Götter und Dämonen und die von Philon vertretene alexandrinische Religionsphilosophie mit ihren δυνάμεις bevölkerten die Welt mit einer Unzahl von überirdischen Wesen, als Engeln, Dämonen, Göttern zweiten Grades, welche zwischen Gott und den Menschen standen und den Verkehr zwischen dem Ewigen und der Erde vermittelten. Mit diesen Vorstellungen war aber das geistige Gleichgewicht der Menschheit recht bedenklich erschüttert, und es bedurfte nur irgend eines, den Gedankengang des Menschengeschlechts in einseitiger Weise stark beeinflussenden Ereignisses, und es kam zu einer geistigen Entgleisung. Dieses Ereigniss trat ein, als das Christen-

thum seinen Einzug in die Welt hielt. Denn indem das Christenthum das Heil und Glück des Menschen vom Diesseits in das Jenseits verwies, beeinflusste es die Geistesrichtung seiner Zeit in einer ausgesprochen einseitigen Richtung. Das Dichten und Trachten des wahren Christen jener Zeit war der Erde entrückt und ausschliesslich auf den Himmel gerichtet. Man sieht also, dass die beiden Factoren, welche den epidemischen Charakter von geistigen Störungen bedingen, nämlich die Erschütterung des geistigen Gleichgewichtes und die Begünstigung einer einseitigen Gedankenrichtung, beim Auftreten des Christenthums in ausgesprochenstem Maasse vorhanden waren. Da aber die Gedankenwelt, in welche der Geist durch das Christenthum geführt wurde, ausschliesslich eine religiöse war, so musste auch die epidemische Wahnidee eine religiöse sein. Und da nun damals die gesammte Christenheit der Glaube beherrschte, Christus, der Sohn Gottes, sei in die Welt gekommen, um den Satan und sein Reich zu bekämpfen, so war es weiter nichts Wunderbares, wenn die Gedanken des aus seinem Gleis gerathenen Geistes sich um diese Vorstellung gruppirten. So glaubten denn eben Viele, dass der in der Welt da draussen zwischen Christus und dem Satan sich abspielende Kampf in analoger Weise auch in ihrem Innern tobe. Und mit diesem Gedankensprung war die Besessenheit da.

Glücklicherweise lag in dem Christenthum selbst auch die heilende Kraft für die von ihm hervorgerufene geistige Verirrung. Der starke, innige Glaube an die göttliche Hilfe half den verirrten Geistern wieder auf den rechten Pfad. Und diese göttliche Hilfe brachte der Dämonenbeschwörer; und so kam es denn, dass bald jede grössere Christengemeinde einen Exorcisten von Amtswegen besass.

Nachdem die Besessenheit etwa zwei Jahrhunderte in voller Blüthe gestanden hatte, verlor sie ihren epidemischen Charakter und damit auch das allgemeine Interesse. Doch nach einem mehr als tausendjährigen Schlaf erwachte sie in der Form des Hexenwahns zu einem neuen entsetzlichen Leben.

Der Hexenwahn, welcher vom 13. Jahrhundert an in epidemischer Weise herrschte, zeigt in seinen Entstehungsmomenten genau dasselbe Bild wie die Besessenheit der ersten christlichen Jahrhunderte. Der Dämonenglaube, jenes alte Erbstück der antiken Welt, war Dank der Unterstützung, welche er von der Mythologie der nordischen Völker auf's Neue gewonnen hatte, in der Christen-

heit stets wach geblieben. Allein mit Beginn des 11. Jahrhunderts bemerken wir ein ganz auffallendes Wachsthum desselben. Besonders war es der Teufel, welcher in den verschiedensten Formen und Gestalten die Christenheit ängstigte, und Priester wie Mönche konnten die entsetzlichsten Dinge von dem üblen Treiben des Satans berichten. Der fromme Cistercienser Mönch Cäsarius weiss in seinem Dialogus miraculorum zahllose Erzählungen vom Teufel und bösen Geistern mitzutheilen (Hansen Seite 124). Und mit dem Erstarken der Scholastik erreicht dieser Geisterglauben seinen Höhepunkt. Gleichzeitig mit diesem Wahn macht sich eine zeitweise bis zur Ekstase sich steigernde Erhitzung des religiösen Gefühls bemerkbar. Welche Höhe diese religiöse Entflammung der Gemüther erreichte, zeigen ja die wiederholten Kreuzzüge am Besten.

Es gleichen also die Verhältnisse im 11. und 12. Säculum denen in den ersten christlichen Jahrhunderten auf ein Haar. Hier wie da ein lebhafter Geisterglauben und hier wie da ein über die Maassen gesteigertes religiöses Gefühl. Da nun diese Combination im Beginn des Christenthums die Besessenheit erzeugt hatte, so musste die nämliche Combination im 11. und 12. Jahrhundert natürlich auch die nämlichen Consequenzen zeitigen. Und so findet denn der Hexenwahn am Ausgang des Mittelalters sein Analogon in der in den ersten christlichen Jahrhunderten grassirenden Besessenheit. Wir haben also hier auch wieder einen Fall von culturellem Atavismus, wie wir ihn bei Besprechung der Gebetsheilungen (siehe § 10, Seite 56 dieser Arbeit) bereits beobachtet hatten. Aber ein bedeutender Unterschied macht sich hier in diesem Fall doch bemerkbar. Das junge Christenthum verfuhr gegen die Besessenen in liebevoller Milde; es sah in ihnen bedauernswürdige, von schwerem Leid geplagte Gläubige, während das Mittelalter dagegen in den vom Bösen Befallenen Ketzer witterte, gegen die mit den allerstrengsten Mitteln vorgegangen werden musste. Der Begriff der christlichen Liebe, wie ihn die ersten christlichen Jahrhunderte in so edler Reinheit zeigten, scheint in der zweiten Hälfte des Mittelalters denn doch eine bedenkliche Verschiebung erlitten zu haben. Und dieser Umstand bewirkt es, dass das Besessensein eine im Grunde genommen unschuldige, der Hexenwahn aber eine der entsetzlichsten Erscheinungen in der Geschichte der Medicin bildet.

§ 12. Das Christenthum und die Hygiene.

Das junge Christenthum fand bei seinem Auftreten Zustände, welche einer gründlichen hygienischen Abhilfe dringend bedurften. Die für die antike Welt so charakteristische Freude am Leben hatte sich in eine wilde Freude am Genuss umgewandelt. Ihr huldigten Alle, ein Jeder wie es ihm seine Verhältnisse gestatteten. Gegen diese Ueberfülle des Genusses eiferte das Christenthum mit allen Kräften, allerdings zunächst nicht in hygienischer Absicht, als vielmehr aus rein religiösen Gründen. Der Christ sollte durch die irdischen Dinge, vornehmlich durch den Genuss, sich nicht von Gott abziehen lassen; das war der nächste Grund, welcher das Christenthum zum Kampf gegen die Schlemmerei und Völlerei veranlasst hatte. Doch aus welchen Gründen das Christenthum den Feldzug wider den übertriebenen und darum ungesunden Lebensgenuss aufgenommen hatte, ist für den Arzt gegenüber der Thatsache, dass es diesen Kampf begonnen und mit Energie geführt hat, natürlich völlig gleichgültig. Bei diesen Bestrebungen, seine Anhänger an eine bescheidene und rationelle Lebensführung zu gewöhnen, verfuhr das Christenthum nun in sehr gründlicher Weise. Alle Verhältnisse, unter denen sich das tägliche Leben abspielt, wurden einer eingehenden Revision unterzogen und den Christen für alle möglichen Lebensfälle die erforderlichen Vorschriften gegeben. Besonders that dies Clemens von Alexandrien (2. Jahrhundert) in seinem Pädagogus in der ausführlichsten Weise. Auch die anderen Kirchenväter, wie Hieronymus (3. Jahrhundert), Novatian (3. Jahrhundert) u. A. geben entsprechende Vorschriften. Hier können wir natürlich nur auf die rein medicinischen Verhältnisse Bezug nehmen, während wir die gegen den Luxus in Kleidern, Wohnung, Möbeln, Schmucksachen gerichteten Bemerkungen übergehen müssen.

Zuvörderst wollen wir die Vorschriften betrachten, welche die Kirchenväter hinsichtlich der Nahrungsaufnahme gemacht haben. Im ersten Capitel des zweiten Buches seines Pädagogus geht Clemens in umfassendster Weise auf das Essen und die Speisen ein. Er vertritt die Ansicht, dass man nur essen solle, um den Körper zu erhalten, nicht aber aus Wohlgeschmack. Denn die Lust an guten Speisen beherrsche schliesslich den Menschen so, dass er im Essen allein den Zweck des Lebens erblicke; wie sollten aber Menschen, denen der Bauch das Leben sei — οἷς οὐδὲν

ἀλλ᾽ἡ γαστήρ ἐστιν ὁ βίος sagt Clemens — an Gott und himmlische Dinge denken. Zudem sei auch das gute und viele Essen der Gesundheit schädlich, und darum räth Clemens unter Berufung auf den Arzt Antiphanes ein möglichst mässiges Leben an. Einfache Speisen, die keine grosse Zubereitung verlangten, in bescheidenem Maasse genossen, seien des Menschen würdig. Schon die Apostel hätten, so meint Clemens weiter, ein solches Leben geführt; so habe Matthäus nur Beeren und Kohl, Johannes gar nur Heuschrecken und Honig gegessen. Der Speisezettel, welchen Clemens für den Christen vorschlägt, lässt denn auch an Einfachheit nichts zu wünschen übrig; er enthält: Zwiebeln, Oliven, Kohlarten, Früchte, Milch, Käse, und Fleisch nur, wenn solches, gebraten oder gesotten, durchaus erforderlich ist. Und auch diese bescheidenen Speisen sollten am Besten roh genossen werden. Und die nämliche Speisekarte empfiehlt auch der heilige Hieronymus. Besonders scheint der Kohl, in seinen verschiedenen Arten, ein beliebtes Essen gewesen zu sein. Schon die heidnische Welt brachte dem Kohl eine ganz besondere Sympathie entgegen; so sollen Pythagoras und Cato begeisterte Liebhaber des Kohlgenusses gewesen sein, und Agrippus hat sogar ein längeres Buch über die Vorzüge des Kohls und seine medicinische Bedeutung verfasst.

Wie sticht gegen dieses bescheidene Mahl der Christen die Sammlung von Leckerbissen ab, welcher die heidnische Welt für ihre Mahlzeiten benöthigte und von der uns Clemens die folgende Blüthenlese giebt: Muränen von den sicilischen Gestaden; Aale aus dem Mäander; Böckchen von Melos; Fische von der Insel Sciathus; Muscheln vom Cap Pelorum; Austern von Abydos; gesalzene Fischchen von den liparischen Inseln; mantinische Rüben; Mangold aus Ascra in Böotien; methymnische Kammmuscheln aus Lesbos; attische Schollen; daphnische Drosseln; chelidonische Feigen; phasisches Geflügel; egyptische Haselhühner; medischer Pfau. Vergleicht man diese, noch dazu unvollständige Sammlung von Leckerbissen der damaligen heidnischen Welt mit dem bescheidenen Mahl des Christen, so wird man so recht erkennen, welchen enormen Fortschritt in der Sanirung der Ernährungsweise das Christenthum angebahnt hat.

Ebenso energisch wie gegen die Völlerei des Essens ist das Christenthum auch gegen den Alkoholgenuss vorgegangen. Ja es scheint in den ersten christlichen Jahrhunderten bereits eine Abstinenzbewegung sich vollzogen zu haben, wie wir sie in ähn-

licher Weise heut auch wieder erleben. Wenigstens gab es Gemeinden, welche des Weingenusses sich so streng enthielten, dass sie selbst das Abendmahl ohne Wein feiern wollten. Allein diesen Temperenzlern stand eine viel grössere Partei gegenüber, welche zwar das übermässige Weintrinken verabscheuten, aber den bescheidenen Weingenuss gestatteten. Man berief sich dabei auf eine Stelle des ersten Briefes an Timotheus Cap. 5, Vers 23, in welcher der mässige Weingebrauch Kranken nicht bloss gestattet, sondern sogar angerathen wird. Dabei wird aber vor dem Rausch stets auf's Ernstlichste gewarnt; schon der Apostel Paulus eifert gegen die Trunkenheit und ebenso die Kirchenväter. Ja nach den Angaben Harnack's (Seite 17) entrüstet sich sogar einer derselben, Novatian (um 250), ernstlich gegen den Frühschoppen.

Auch in die Hygiene des Geschlechtslebens griff das Christenthum in nachhaltigster Weise ein. Mässigkeit bei keuschem Sinn wird auch hier als Christenpflicht bezeichnet (Erster Brief an Timotheus Cap. 5, Vers 22). Ja es gab im ersten christlichen Jahrhundert sogar eine Partei, welche absolute geschlechtliche Enthaltsamkeit übte und darum die Ehe grundsätzlich verwarf. Um aber jeder Versuchung von Haus aus möglichst gründlich vorzubeugen, übten einzelne besonders eifrige Christen schon im 1. und 2. Jahrhundert die Selbstentmannung; man stützte sich dabei auf das Evangelium Matthäi, wo Christus im Capitel 19, Vers 12, sagt: *„Und sind Etliche verschnitten, die sich selbst verschnitten haben um des Himmelreichs willen.“* Auch der grosse Origenes soll sich selbst verstümmelt, hinterher aber diese That bereut haben. Doch scheint die Zahl derer, welche ähnlich wie jenes gewaltige Kirchenlicht gehandelt haben, eine recht bedeutende gewesen zu sein, denn der erste Kanon des grossen nicäischen Concils von 325 beschäftigt sich mit denen, die freiwillig oder unfreiwillig ihre Mannbarkeit verloren hatten. Auch die weltliche Macht sah sich genöthigt, gegen diesen Unfug vorzugehen, und so haben verschiedene Kaiser wie Konstantin, Justinian Edicte erlassen, in welchen derjenige, welcher die Entmannung bei Andern vornahm, mit der nämlichen Strafe wie ein Mörder bedroht wurde.

Uebrigens ist der Gedanke einer Selbstverstümmelung aus religiösen Gründen durchaus nicht allein auf dem Boden des Christenthums entstanden. Auch in anderen Religionen finden wir denselben wieder. So scheint z. B. der Kybele-Cultus in Asien die Entmannung begünstigt und sie vornehmlich an kleinen Knaben geübt

zu haben. Als dann der Dienst der Kybele in Rom einzog, wanderte mit ihm auch der Brauch der Entmannung ein und griff so um sich, dass einzelne Kaiser gegen ihn energisch vorzugehen sich veranlasst sahen. Die Aerzte durften ohne ausdrückliche Erlaubniss der Behörden eine Castration an Gesunden nicht mehr vornehmen. Fühlte jetzt ein glaubenseifriger Christ das unabweisbare Bedürfniss, sich seiner Mannbarkeit zu entäussern, so musste er, wie uns dies berichtet wird, an den Präfecten ein Gesuch um Erlaubniss für sein Vorhaben einreichen.

Auch diese wunderliche Verirrung eines religiös überhitzten Gemüthes begegnet uns in unserer Zeit wieder auf's Neue; so z. B. in der russischen Kirche bei der Sekte des Skopzen.

Auch gegen die geschlechtlichen Sünden und Verirrungen, in welchen bekanntermaassen das Alterthum Erstaunliches geleistet hatte, wurde in energischer Weise vorgegangen, und als das Christenthum erst staatliche Anerkennung gefunden hatte, da verstand es gegen diese Auswüchse auch die Staatsgewalt heranzuziehen.

Uebrigens waren die hygienischen Bestrebungen des Christenthums durchaus nicht von nachhaltiger Wirkung. In den ersten Jahrhunderten war die religiöse Bewegung noch lebhaft genug, um den irdischen Genuss als eines Christen wenig würdig erscheinen zu lassen. Aber allmählich gewannen die Lockungen der Welt doch wieder die Oberhand, und man hielt Christenthum und irdischen Genuss für sehr wohl vereinbar. Die strengen Vorschriften der Kirchenväter geriethen allmählich immer mehr in Vergessenheit, und das enthaltsame Leben, wie es Clemens Alexandrinus u. A. gefordert hatten, zog sich aus dem öffentlichen Leben immer mehr in die Klöster zurück. Und schliesslich hatten sich in der zweiten Hälfte des Mittelalters die Verhältnisse auf's Neue so gestaltet, dass das Thema des übertriebenen irdischen Genusses wieder mit Eifer von den Geistlichen in ihren Predigten behandelt werden musste.

Verzeichniss der benutzten Literatur.

Baas, Die geschichtliche Entwickelung des ärztlichen Standes und der medicinischen Wissenschaften. Berlin 1896.

Bibel.

Clemens Alexandrinus. Opera, quae extant. Oxonii 1715.

Draper, Geschichte der Conflicte zwischen Religion und Wissenschaft. Leipzig 1879. Internationale wissenschaftliche Bibliothek, Band XIII.

Ebstein, Die Medicin im Alten Testament. Stuttgart 1901.

Friedberg, Aus deutschen Bussbüchern. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte. Halle 1868.

Galenus, Opera. Ed. Kühn, Vol. III. Lipsiae 1822.

Häser, Geschichte der Medicin und der epidemischen Krankheiten. Dritte Bearbeitung. Jena 1875—1881.

Hansen, Zauberwahn, Inquisition und Hexenprocess im Mittelalter und die Entstehung der grossen Hexenverfolgung. Historische Bibliothek, Band XII. München und Leipzig 1900.

A. Harnack, Medicinisches aus der ältesten Kirchengeschichte. Leipzig 1892.

E. Harnack, Die Bibel und die alkoholischen Getränke. Festschrift der Facultäten zur 200jährigen Jubelfeier der Uuiversität Halle. Berlin 1894.

Hartpole Lecky, Geschichte des Ursprungs und Einflusses der Aufklärung in Europa. Uebersetzt von Dr. Jolowicz. Leipzig und Heidelberg 1868.

König, Aus dem Grenzgebiet zwischen Theologie und Naturwissenschaften. Rectorats-Rede. Breslau 1898.

Lactantius Firmianus, Opera omnia. Ed. Brandt. Corpus scriptorum ecclesiasticorum. Vol. XXVII. Prag, Wien, Leipzig 1874.

Lange, Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart. 3. Aufl. Iserlohn 1876.

Lipsius, Die apokr. Apostelgeschichten und Apostellegenden. Braunschweig 1883 bis 1890.

Magnus, Culturgeschichtliche Bilder aus der Entwickelung des ärztlichen Standes. Breslau 1890.

Magnus, Die Augenheilkunde der Alten. Breslau 1901.

Nemesius, De natura hominis. Oxonii 1671.

Pagel, Einführung in die Geschichte der Medicin. Berlin 1898.
Pagel, Die Analogie der Gedanken in der medicinischen Geschichte. 73. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Hamburg.
Rönsch, Das Buch der Jubiläen und die kleine Genesis. Leipzig 1874.
Sprengel, Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde. Halle 1821/28.
Tertulliani quae supersunt omnia. Ed. Oehler. Lipsiae 1854.
Troells-Lund, Gesundheit und Krankheit in der Anschauung alter Zeiten. Leipzig 1901.
Windelband, Geschichte der alten Philosophie. 2. Aufl. Handbuch der klassischen Alterthums-Wissenschaft. München 1894.

Druck von Grass, Barth & Comp. (W. Friedrich) in Breslau